

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE

14. Jahrgang

27. Oktober, 1939

Nummer 22



„Ich aber
zweifle keine Sekunde,
daß Deutschland siegt!“

Aufnahme: Presse-Hoffmann

DIE POLITISCHE SEITE

„Krieg der Fabriken“

Es wird unsere Gefolgschaftsmitglieder interessieren, wie unser deutsches „Institut für Konjunkturforschung“ die industrielle Wehrbereitschaft Deutschlands und seiner beiden Angreifer beurteilt. In dem Bericht heißt es unter anderem:

„Der moderne Krieg, von dem französischen General Herr nicht ganz zu Unrecht als ‚Krieg der Fabriken‘ bezeichnet, führt nicht nur die gewaltigen Truppenmassen an der Front in den Kampf; von kaum geringerer Bedeutung ist der Wettlauf, der zwischen der Industrieproduktion der einzelnen kriegsführenden Länder einsetzt. Je größer die industrielle Kriegsbereitschaft, je größer das industriewirtschaftliche ‚Potential‘ ist, um so eher besteht Aussicht, den Feind auch auf wirtschaftlichem Gebiet zu schlagen. Während die gesamte Industriewirtschaft des alten Reiches ein Fünftel bis ein Viertel kleiner war als die Frankreichs und Großbritanniens zusammengekommen, ist es Deutschland während der letzten Jahre aber in zäher und planmäßiger Arbeit gelungen, einst verlorengegangene Gebiete wieder in das Reich zurückzuführen. Mit den hinzugekommenen Gebieten Saarland, Österreich, Sudetengau, Böhmen-Mähren und Danzig zählt das Großdeutsche Reich (gemessen am Stand des Jahres 1930) rund 14,4 Millionen industriell Beschäftigte. Das aber sind einige Prozent mehr als die Zahl der in Großbritannien und Frankreich gewerblich tätigen Personen. Nun kommt es aber nicht auf das Gewerbe im ganzen, sondern auf bestimmte, militärisch ausschlaggebende Zweige an. Die Erfahrungen des Weltkrieges 1914/18 haben zum Beispiel gezeigt, daß etwa das Baugewerbe im Kriege stark an Bedeutung verliert; das gleiche gilt auch für die Papierindustrie, das Druckgewerbe usw. Auf der anderen Seite hat die Beschäftigung in der Metallindustrie und in der chemischen Industrie die Tendenz, kräftig zu steigen. Im Kriege gewinnen, das zeigen die Erfahrungen aus dem Weltkrieg, die Produktionsgüterindustrien ausschlaggebende Bedeutung. Sie sind die eigentlichen Zentren der Kriegsmaterialproduktion. Alle anderen Umstände einmal als gleich vorausgesetzt, wird dasjenige Land die größten Aussichten auf den Sieg haben, das über die leistungsfähigste Produktionsgüterindustrie verfügt. Diese Produktionsgüterindustrie umfaßt vom Standpunkt des Krieges zwei Gruppen: die eigentliche Rüstungsindustrie, das heißt solche Werke, die sich auch im Frieden mit der Herstellung von Kriegsmaterial beschäftigen, und alle übrigen Zweige, die erst im Ernstfall auf kriegsmäßige Arbeit umgestellt werden. Was zunächst die Rüstungsindustrie im engeren Sinne betrifft, so ist es schwer, hier einen auch nur annähernd richtigen Vergleichsmaßstab zu finden. Als Anhaltspunkte mögen aber die folgenden Überlegungen dienen: Wie Adolf Hitler in seiner letzten großen Reichstagsrede bekanntgab, wurden für die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes während der letzten sechs Jahre rund 90 Milliarden Reichsmark ausgegeben. Die Rüstungsausgaben Großbritanniens belaufen sich in der gleichen Zeit auf 25 Milliarden Reichsmark, die Frankreichs auf 15 Milliarden Reichsmark. Nimmt man an, daß der Materialanteil an den Rüstungsausgaben aller drei Länder etwa gleich hoch ist, so ergäbe sich hieraus schon eine klare Überlegenheit der deutschen Rüstungsproduktion. Wahrscheinlich ist aber der deutsche Vorsprung noch größer, denn die Ausgaben des Reiches waren ohne Zweifel ‚materialintensiver‘ als die Frankreichs oder Großbritanniens, da Deutschland viele Sachausgaben nachzuholen hatte. Für ein Teilgebiet, den Flugzeugbau, ist die Überlegenheit des Reiches offenkundig. Noch vor wenigen Monaten wurde in der ausländischen Presse anerkannt, das Deutschland mehr — und bessere — Flugzeuge baue als Frankreich und England zusammengekommen, und während Frankreich heute mehr Flugmaterial ein- als ausführt und auch Großbritannien auf amerikanische Lieferungen zurückgreifen muß, ist Deutschland in Fluggerät

zum führenden Exportland Europas, wenn nicht schon der Welt geworden. Obwohl es an genauen Einzelheiten fehlt, wird man daher eine Überlegenheit Deutschlands in der Kriegsmaterialproduktion als gegeben ansehen können.

Nun reichen die Kriegsmaterialfabriken für den im Ernstfall auftretenden Bedarf natürlich nicht aus. Da muß vielmehr in größerem Umfange auf die Arbeit der bis dahin für den zivilen Bedarf arbeitenden Betriebe zurückgegriffen werden, die eigentlichen Rüstungsbetriebe bilden dann nur noch den organisatorischen Kern, um den sich eine gewaltige „zusätzliche“ Rüstungsproduktion entwickelt. Wie weit die Rüstungsproduktion im Kriege ausgedehnt werden kann, hängt entscheidend von der Größe und dem Zustand derjenigen Werke ab, die gewöhnlich als „Produktionsgüterindustrien“ zusammengefaßt werden und die neben den Betrieben des Bergbaus vor allem Eisen- und Metallindustrie, die Chemie, die Elektrotechnik, den Fahrzeugbau und das Baugewerbe umfassen. 1930 wurde der Nettoproduktionswert der Produktionsgüterindustrie in England mit 20,6, in Frankreich mit 10,9, zusammen also mit 31,5 Milliarden Reichsmark angegeben, während sich für Deutschland ein Produktionswert für das alte Reich von 19,6 Milliarden ergibt, den man mit den neu hinzugekommenen Gebieten auf 24,0 Milliarden ansetzen könnte. Damit hätte Deutschland also wesentlich weniger Produktionsgüter erzeugt als Frankreich und Großbritannien zusammen. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß sich damals Deutschland bereits in der Krise befand, während sich die Erzeugung Großbritanniens und Frankreichs zunächst noch besser halten konnte. Vor allem bleibt zu berücksichtigen, daß die Kapazitäten in Deutschland seit 1930 ganz entscheidend erweitert worden sind, während sie in Frankreich eher verkleinert und in Großbritannien nur in bescheidenem Rahmen ausgebaut wurden. Um einigermaßen den gegenwärtigen Verhältnissen nahezu kommen, ist es notwendig, für Frankreich den Stand des Jahres 1930 zugrunde zu legen und für England den von 1937. Deutschland schließlich hat die volle Ausnutzung seiner Anlagen wohl 1938/39 erreicht. Unter diesen Voraussetzungen kommt man zu einem Kapazitätsvergleich, demzufolge die Leistungsfähigkeit der Produktionsgüterindustrien — gemessen in Nettowerten nach Preisen des Jahres 1930 — folgendes Bild zeigt: Frankreich 10,9 Milliarden Reichsmark, Großbritannien 25,4 Milliarden Reichsmark, zusammen also 36,3 Milliarden Reichsmark; Deutschland (altes Reichsgebiet und Saargebiet) 33,1 Milliarden Reichsmark, Österreich, Sudetengau und Protektorat Böhmen und Mähren 4,4 Milliarden Reichsmark, zusammen also 37,5 Milliarden Reichsmark. Deutschland geht damit auf dem Gebiet der Produktionsgütererzeugung mit Kapazitäten in den Kampf, die größer sind als die britischen und französischen zusammen.“

Wir, als absolut nüchtern denkende Arbeiter, wollen in keiner Weise etwa dazu beitragen, daß sich in unserer Gefolgschaft Illusionen über die Schwere und die Dauer des Krieges bilden, wenn er wirklich bis zur Entscheidung der Waffen ausgetragen wird. Wir wollen uns aber auf der anderen Seite neben unserer Verantwortung auch unserer Stärke bewußt sein.

In den Zahlen des Instituts für Konjunkturforschung sind z. B. auch die oktoberfeilschischen Werke nicht berücksichtigt, obwohl es sich um eines der größten Industriegebiete der Welt handelt.

Es kann somit jeder von uns sich selbst ein Urteil bilden, wie es um die Hoffnungen Englands auf unsere angebliche wirtschaftliche Schwäche bestellt ist. Diese Hoffnungen wurzeln in der fatten Atmosphäre von Versailles, aus der man sich drüben ebensowenig lösen zu können scheint wie die Made von ihrem Speck.

Das englische Empire

ist nichts anderes als eine Schöpfung der reinen Gewalt. Trotzdem bemüht sich die englische Regierung, dem eigenen Volke und der Welt den unbegründeten Krieg gegen Deutschland dadurch begreiflich zu machen, daß sie von ihrer moralischen Verpflichtung spricht, „den deutschen Methoden der Gewalt und der Drohung mit Gewalt ein Ende zu machen“.

Was von solcher echt britischen Heuchelei zu halten ist, beweisen die geschichtlichen Tatsachen über das Zustandekommen des englischen Weltreiches. Aus einer Zusammenstellung der „Berliner Börsenzeitung“ seien folgende Tatsachen aus den letzten Jahrhunderten angeführt, um zu zeigen, wie England sein Weltreich lediglich durch Raub, Diebstahl und Gewalt zusammengebracht hat:

I. Im amerikanischen Raum haben die Engländer:

- 1609 die Inselgruppe der Bermudas Spanien weggenommen,
- 1629 die Bahamainseln, die Lee- und Windwardinseln den Spaniern geraubt,
- 1655 von der Insel Jamaika die Spanier vertrieben,
- 1713 Neufundland den Franzosen entrisen,
- 1756/63 von dem französischen Kanada Besitz ergriffen und die Indianer blutig unterdrückt,
- 1797 Trinidad den Spaniern abgenommen,
- 1833 die bis heute von Argentinien beanspruchten Falklandinseln besetzt und dem englischen Kolonialreich einverleibt.

II. Im asiatischen Raum nahmen die Engländer weg:

- 1740 bis 1821 den größten Teil Vorderindiens teils den Franzosen, teils indischen Fürsten,
- 1795 die Insel Ceylon den Holländern,
- 1823 und 1849 Burma den Eingeborenen, die bis 1886 blutig niedergeworfen wurden,

- 1839 Aken den arabischen Stammesfürsten,
- 1841 Hongkong den Chinesen,
- 1878 Cypern den Türken; 1914 wurde es dem Empire einverleibt und bis heute den Griechen vorenthalten,
- 1919 Palästina und Transjordanien den Türken und bis heute den Arabern vorenthalten.

III. Im afrikanischen Raum:

- 1806 wurde das Kapland den holländischen Buren,
- 1882 Ägypten den Türken bzw. den Ägyptern selbst entrisen,
- 1890 Rhodesien nach grausamen Kämpfen den Eingeborenen abgenommen,
- 1896 bis 1897 wurde der Sudan erobert und Ägypten entfremdet,
- 1899 bis 1902 Oranjesfreistaat und Transvaal den Buren und
- 1919 der Hauptteil von Togo und Kamerun sowie Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika Deutschland geraubt.

IV. In Australien und dem Südseeraum:

- 1840 bis 1846 wurde Neuseeland nach gewaltsamer Unterwerfung der Eingeborenen besetzt und
- 1919 der Hauptteil des deutschen Südseebesitzes geraubt.

V. Im europäischen Raum eroberte England:

- 1704 Gibraltar von Spanien,
- 1800 Malta von den Franzosen.

Nachdem auf diese Weise England etwa ein Fünftel des ganzen Erdballs durch Raub und Gewalt an sich gebracht hat, begann es, sich „zum Hüter von Freiheit, Frieden, Gesetz und Ordnung“ zu erklären und sich „als Beschützer der Schwachen“ aufzuspielen!

Die Welt fängt heute an, die britische Heuchelei zu erkennen!

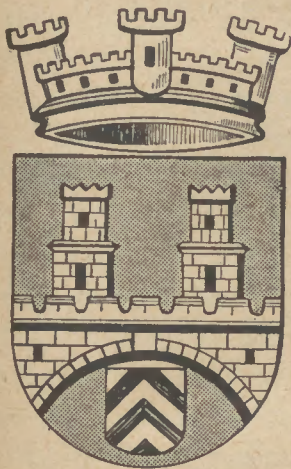
Bielefeld

Die Garten- und
Leinenstadt im
Teutoburger Wald



Rudolf-Decker-Halle im Adolf-Hitler-Park

Als Abschluß unserer Aufsatzreihe über die Städte, in denen unsere Werke liegen, bringen wir einen Bericht über die Stadt Bielefeld, in deren unmittelbarer Nähe, nämlich in Bradwede, unsere Preßwerke Bradwede liegen.



Stadt und Burg Bielefeld

Ausblick in ihre Geschichte

Frisches, frohes Leben pulsiert in der Stadt, die alt und wieder jung geworden ist. Noch trifft man in den Straßen, die nach außen führen, kleine Häuschen an mit tiefen Dächern und breiten Einfahrtstoren. Sie stehen wie gescholtene Kinder an den Zäunen und betteln, daß sie bleiben und dem neuen Treiben zusehen

dürfen. Wo die Straßenbahnen lärmen, wo Lastzüge donnern und Schloße qualmen, bauten noch vor knappen hundert Jahren Bürger ihren Kuhl.

Im schienenüberkreuzten Ösningpaß am Gadderbaum legten einstmals fleißige Hände das weiße Gold des Ravensberger Landes auf die weiten Bleichen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Spinn- und Webmaschinen kamen, erwachte die Stadt, reckte und streckte sich und raffte, was draußen vor den Toren lag, die ganze Feldmark, an sich. Die alten Bielefelder Wälle mußten eingeebnet werden. Die Tore wurden niedergerissen, und unaufhaltsam und stürmisch brach ein neuer Lebensstrom hervor.

Was man miterlebt hat und noch miterlebt, gehört nicht der „Geschichte“ an. Von Stadtmauern, Toren und Türmen, von Verließen und Folterkammern, von Galgen und Rad muß erzählen, wer Vergangenes erwecken will. Aber das beste Geschichtsbuch einer Stadt ist eben immer sie selbst. Aus dem Bilde der Gegenwart löst sich die Vergangenheit als lebendiges Erleben.

Jeder beneidet Bielefeld um seine herrlichen Ulmen und Platanen: am Siewerwall, am Nebenswall, am Oberntor- und Niederwall. Hier exerzierte einstmals der Stückmeister mit seinen Donnerbüchsen. Breite Wassergräben lagen vor den Wällen, und weder Baum noch Strauch benahm die Sicht. Vom Sparrenberg herunter sieht man den grünen Kranz der Wallalleen. Nur ein kleines Oval umschließen sie im bunten Gewimmel des Häusermeeres. Das ist der Kern der Stadt, das alte Bielefeld. Kaum eine halbe Stunde dauert der Rundgang über die Wälle. In dem engen Raume konnten nicht viele Menschen wohnen.

Anno 1718 zählte die Stadt Bielefeld nur 2556 Seelen und einige hundert Mann Soldaten. Dazu kamen 88 Pferde und — 323 Kühe. Jeder zweite Bürger hatte ein Hornvieh im Stalle und ein Stück Land vor den Toren. Die meisten nährten sich vom ehrsamem Handwerk oder sie trieben einen kleinen Handel. „Kramer“ und „Höfer“ waren sie, Schuster und Schneider, „Beuteler“ und Weißgerber, Kammacher, Knopfmacher und „Peruquenmacher“ und was der alten Gewerke noch waren. Dann gab es gelehrte Doctores, Pastores, Canonici, Vicarii, Notarii und die städtischen und königlichen „Bedienten“ — so hießen die Beamten. In den kleinen, an die Stadtmauer geklebten Häusern der Mauerstraße, Burgstraße, Kesselfstraße und Rosenstraße lebte die stärkste Zunft, die Spinner und Leineweber. Ihr Geschäft war damals, wie heute, der Ruhm der Stadt.

Am Markt aber, an Obern- und Niedernstraße und an der Breiten Straße wohnte das bürgerliche Patriziat: Der Herr Bürgermeister, die Ratsherren, „Zwölsherren“, „Probherren“ und „Lohnherren“, fast alle begüterten Kaufmannsfamilien angehörend. Ihre stattlichen Häuser,

Inhalt dieses Heftes:

Die politische Seite

„Krieg der Fabriken“ — Das englische Empire
Bielefeld, die Garten- und Leinenstadt im Teutoburger Wald

Werksfahrt der Lehrlinge des 2. Lehrjahres, Werk Witten
Die „stahlbildenden“ Elemente (6. Fortsetzung)

Dies sind unsere schönsten Pflichten: . . .

Der Kohlenpott besser als sein Ruf

Das „doppelte Gesicht“ des Ruhrgebiets (Schluß)

Eine alte, fränkische Stadt — Rothenburg ob der Tauber

Die kleinen Pütts am Südrand der Ruhr

Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt
(16. Fortsetzung)

Soldatenbrief eines Wittener Arbeitskameraden

Die Ecke des Schachspielers

Der Garten

Kleine Mitteilungen

voran das prachtvolle, spätgotische „Grüwellhaus“ und das schöne „Battighaus“ am Markt, das Haus Strothotte und die benachbarten Häuser der Breiten Straße zeugen von stolzem Bürgerfönn und einer baulichen Kultur, wie wir sie lange schmerzlich entbehrt haben. Diese Häuser stammen ausnahmslos aus dem 16. Jahrhundert, der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege. Auch damals regte sich in Bielefeld neues Leben. Auf dem Sparrenberg ging es drunter und drüber. Die Burg wurde umgebaut und den Erfordernissen der damaligen Zeit entsprechend vergrößert.

Jahraus, jahrein wurde gebaut, fünf Jahre, zehn Jahre, zwanzig Jahre lang; ja, als fünfzig Jahre herum waren — zwischendurch hatte man aufgehört und wieder angefangen — war man noch nicht fertig. Die Bürger sahen zwar mit einem nassen und einem trockenen Auge zu; denn was dort oben gebaut wurde, sah nicht nach Frieden und ruhigem Behagen aus. Aber das Geld kam ins Rollen, und wenn der Landesherr baute, konnte auch der Bürger bauen.

Zudem fing der Adel des Landes an, sich unterhalb und im Schutze der mächtigen Burg seines Lehnsherrn niederzulassen. Die Spiegels, Todbranks, Nagels, Ledeburs, Wendts, die von Glandorf, von Milse, vom Kloster, von Westfalen, von Grest, einer nach dem anderen bauten sie in der Stadt ihre weiträumigen „Höfe“ an der Kreuzstraße und der nach ihnen benannten Ritterstraße, noch heute die schönsten Zierden des Stadtbildes.

Auch an „Besten und Fortifizieren“ konnte in dieser Zeit des wachsenden Wohlstandes wieder gedacht werden. Leider haben sich die letzten Reste mittelalterlicher Wehrhaftigkeit vor der Epiphyasie der Zeit in die entlegensten Winkel flüchten müssen. Am Lindenhof, hinter der Burgstraße, an der Mauerstraße und in der Renteistraße sieht man noch das



Der Bahnhof

massige Bruchsteinwerk der alten Stadtmauer. Die ehemaligen Tore — es waren nicht weniger als sechs — sind ganz verschwunden. Aber sie leben noch im heutigen Stadtbild weiter; denn ihre Namen werden von jedermann gebraucht: „Niederntor“, „Obertor“, „Rebelstor“, vermutlich nach dem Anwohner so genannt, „Siefertor“,

„Burgtor“, die kleine „Notpforte“ mit dem „Zwinger“ und das „Brücktor“ oder „Brooktor“ — der Name ist verloren. Die alte „Bruggporten“ lag an der Brücke, die vom Gehrenberg über den Bach zur Breiten Straße führte und Altstadt und Neustadt miteinander verband.

Der Feldpostbrief

Da liegt der Brief von Deiner Hand
Mit der geliebten Schrift.
Ich schaue nieder unverwandt,
Wie mich der Anblick trifft!

Der Bogen und der Striche Gang
Ist fest und sich getreu
Wie stets, ein halbes Leben lang,
Und scheint doch wieder neu.

Und bricht aus Deinem Herzen vor,
Wie er's von je getan,
Und ob er sich auch nie verlor,
Er sucht doch neue Bahn. —

Das macht, Du schreibst den Brief an mich
Und wußtest nicht, wohin,
Und sagen kann ich's nicht, der ich
Im grauen Kleide bin.

Und jedes Wort, noch eh' ich's las,
Ist mir des Zaubers voll,
Der uns, nach dem geheimen Maß,
Wie eh' verbinden soll.

Und überbrückt das Dort und Hier,
Löscht Raum und Zeit uns aus.
Und jedes Wort führt mich zu Dir
Und ins vertraute Haus.

D. Brües

„Altstadt“ und „Neustadt“? — Offenbar hat es im „alten“ Bielefeld noch ein älteres gegeben, wenn anders Namen etwas bedeuten sollen: Die „Neustädter Straße“ überquert die Straßen „Am Bach“ und „Am Damm“.

Der Bach, der hier einmal vorbeisloß und den dahinterliegenden um die Altstädterkirche gruppierten Stadtteil durch ungebärdige Winterfluten belästigte, weshalb man ihn durch einen Damm in Schranken halten mußte, ist auch heute noch da, nur daß Menschenhände seinen Weg unter die Erde verwiesen haben. Am Lindenhof kann man sich noch in seinen Wellen spiegeln. Er bildete einstmals die Grenze der Stadt nach Südwesten, der Bergseite hin. Jenseits der breiten Niederung baute sich schon in sehr alter Zeit, als noch die Grafen von Ravensberg das Regiment im Lande führten, ein neuer Stadtteil an. Das gräßliche Haus Calvelage-Ravensberg hat seine höchste Blüte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter Graf Otto III. erlebt. Damals wuchs der neue Stadtteil so schnell, daß er bald ein eigenes Gemeinwesen bildete. Graf Otto stiftete ihm eine Kirche, die heutige Neustädter Marienkirche, und setzte einen eigenen Bürgermeister ein. Fast das ganze Mittelalter hindurch hat man von den „beiden Städten Bielefeld“



Horst-Wessel-Stein (Bielefeld ist die Geburtsstadt Horst Wessels)

gesprochen. Als aber mit dem beginnenden 16. Jahrhundert an allen Ecken und Enden, in der „olden stadt“ wie in der „nemen stadt“, unter dem Statthalter Graf Philipp von Waldeck und in der Folgezeit die seit dem Aussterben der Ravensberger Grafen (1346) lange Zeit brach gelegenen wirtschaftlichen Kräfte sich wieder zu regen begannen, wurden beide Städte zusammengelegt. Die Altstadt schloßte die Neustadt über, wie sie später die Feldmark und vor einigen Jahren ganze Gemeinden übergeschloßt hat.

So bleibt von Alt-Bielefeld als Allerältestes nur die kleine „Altstadt“ übrig zwischen Damm und Bach, Renteistraße, Niederntor, Oberntorwall, Oberntor und Walldhof. Wann und wie diese Stadt „gegründet“ ist, das weiß niemand: Sie ist wohl nie „gegründet“ worden. Der „Walldhof“ mitten in der Stadt könnte vielleicht davon erzählen. Um diesen uralten „Hof im Walde“ herum mag sich in grauen Zeiten, wahrscheinlich noch in der sächsischen Zeit, die erste ländlich-bäuerliche Siedlung gebildet haben: Kötter, Neubauern, ein paar Handwerker und ein paar Krämer, bis schließlich ein dörfliches Gemeinwesen zusammen war. Das hat seine Zeit gedauert.

„Bielefeld“ wird schon im Jahre 1015 genannt. Um 1216 erst erhebt Graf Hermann II. den Ort zur Stadt. Hermanns Sohn, Graf Ludwig, schenkte der Stadt die erste Kapelle, die heutige Altstädter Nikolaikirche, damit die Bürger nicht mehr den weiten Weg nach Heepen zur Kirche zu machen brauchten.

Heepen ist geblieben, was es 1000 Jahre lang gewesen ist, und wer weiß, wie lange es noch „bleiben“ wird.

Wenn die Großstadt eines Tages wieder Appetit verspürt? —

Daß Bielefeld groß werden konnte, hat es zuerst einem Manne zu verdanken: Graf Ludwig, demselben, der um 1249 auf dem Sparrenberge den Grundstein zum Bau einer Burg legte, um seinen widerborstigen Nachbarn, den lipptischen Edelherren, die Zähne zu zeigen.

Das war Bielefelds Schicksalsstunde! Zwar die Lipper kamen doch ins Land, denn Ludwig starb über seinen Bau dahin. Aber sein Sohn Otto, der dritte Graf dieses Namens, erbt das Schwert und den Sinn des Vaters. Herangewachsen, brachte er den Bau zu Ende, und im Schatten der neuen Burg blühte wie ein Wunder eine zweite, ganze neue Stadt empor.

Bielefelds Sparrenburg ist Bielefelds Geschichte gewesen. Der Werdegang der Stadt und ihre Geschichte in friedlicher Entwicklung und durch kriegerische Fährnisse hindurch sind von ihrer Burg mittelbar und unmittelbar bestimmt worden. Wie die mittelalterliche Dynastenburg die staatenbildenden Kräfte in sich sammelt und sie wieder ausstrahlt, dafür ist Bielefeld, die Burgenstadt, ein klassisches Beispiel, und ihre Geschichte erschöpft sich eigentlich in dem Aufzeigen dieser Entwicklungslinie. Nach dem Dreißigjährigen Kriege erscheint der „Neue Herr“, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Als er seine junge Gattin aus

Holland in die neue Heimat geleitet und später, gewöhnlich im Zusammenhang mit seinen kriegerischen Unternehmungen gegen Frankreich, hat er öfter auf der Burg Hof gehalten. Stunden von weltgeschichtlicher Bedeutung erlebte die Burg, als der junge Fürst jenen Kriegsrat hier abhielt, auf Grund dessen er den mühsam zu Osnabrück und Münster hergestellten Frieden brach, um sein ihm vorenthaltenes Recht auf das jülich-crevische Erbe mit der Waffe geltend zu machen. Dies war recht eigentlich der Anfang einer bewußt eigenstaatlichen Politik, die Geburtsstunde des brandenburgisch-preussischen Staates.



Blick auf Bielefeld

Der Kurfürst stellte auch die Befestigungswerke wieder her und ließ die 100 Jahre zuvor von dem berühmten Bologneser Festungsbaumeister Alexander Pasqualini als Notbau angelegte italienische Bastion den „Serpentiner“, als massiven Steinbau ausführen mit dem Erfolg, daß die Burg unter ihrem tapferen Kommandanten Hermann von Cloet in den münsterischen und französischen Kriegen, 1673 und 1679, zwei Belagerungen erfolgreich bestehen konnte.

Um die Wende des 17. Jahrhunderts hat die Burg ausgedient und wird zum alten Eisen geworfen. Des Kurfürsten Sohn erklärte sie für „indefensibel“, angeblich wegen der Nähe des gegenüberliegenden Johannisberges, in Wirklichkeit, weil nach den bedeutsamen Veränderungen der politischen Karte Brandenburg-Preußens die strategischen Voraussetzungen ihrer beherrschenden Lage in Wegfall gekommen waren. Für Bielefeld mußte der fürstliche Federstrich, der den „Demilitationsbefehl“ unterzeichnete, von folgenreichster Bedeutung werden. Ein bleierner Schlaf legte sich auf die Stadt, und in den nächsten 100 Jahren will nichts mehr richtig vorwärtskommen. Erst eine gänzlich veränderte Zeit mußte neue Mög-

lichkeiten, neues Erwachen und neues Leben bringen.

Kulturelles Leben

Bielefeld, die alte Hauptstadt Ravensbergs, überragt von der Sparrenburg, dem Lieblingsitz des Großen Kurfürsten, ist nach der Zahl der Bewohner zur Großstadt angewachsen, ohne jedoch den Charakter einer ruhigen Mittelsstadt verloren zu haben. Weite Grünflächen, unter ihnen die alten in Anlagen umgewandelten Gräben und Wälle, machen den Aufenthalt besonders reizvoll. Am Fuße der Sparrenburg liegt die weltberühmte Anstalt Bethel, das Lebenswerk des Pastors von Bodelschwingh. Die unmittelbare Lage im Teutoburger Wald ermöglicht es, in aller kürzester Zeit in die ausgedehnten Buchenwälder mit gepflegten Sommerfrischen und Ausflugsorten zu gelangen. Unvergesslich ist der Rundblick von der Sparrenburg und dem jenseits des Engpasses gelegenen Johannisberg. Eine halbe Stunde dauert die Straßenbahnfahrt zur Senne mit ihren abwechslungsreichen Wanderungen. Niemand sollte versäumen, den Sennefriedhof, einen der schönsten Waldfriedhöfe

Deutschlands, zu besuchen. Durch die Erhaltung seiner ursprünglichen Bodenbepflanzung. — Kiefern, Wacholder und Heide —, verbunden mit einer künstlerischen Gartengestaltung, erweckt dieser Friedhof den Eindruck eines gepflegten Parks.

Raum wird ein Besucher Bielefelds den Eindruck einer Industriestadt gewinnen, und doch birgt Bielefeld in seinen Mauern Firmen von Weltruf.

Das hochentwickelte Kulturleben zieht Jahr für Jahr mehr Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung in die Stadt. Das Stadttheater mit dem städtischen Orchester, dazu die Detterhalle mit der besonders zu rühmenden Musik sind hier in erster Linie zu nennen. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Aufführungen der musikalischen Vereinigungen zusammen mit dem städtischen Orchester in der Detterhalle zu erleben, wird anerkennen, daß sich in Westfalen keine form- und zweckvollere Musikhalle befindet. Im westlichen Stadtteil, im Adolf-Hitler-Park, zwischen Wertherstraße und Stapenhorststraße, mit der städtischen Autobuslinie 6 zu erreichen, liegt sie. 1930 als Musikhalle und Kriegerehrenmal erbaut, wurde sie durch die Firma und Familie Dr. August Detter finanziert. Es ist ein Werk architektonischer und künstlerischer Gestaltung, technisch-wissenschaftlicher Arbeit, handwerklicher Kunst, gleichzeitig ein Beweis des gemeinsamen Schaffens der Privat-

architekten und der behördlichen Baumeister und Ingenieure, ein würdiges und lebendes Ehrenmal für unsere Gefallenen. An der Hauptschaufseite über Freitreppen erhebt sich das abends festlich erleuchtete Säulenportal mit 9 Bogen als Eingang der Pflanzstätte der Musik, an die neunte Symphonie Beethovens erinnernd. Der schlichte in neuzeitlichen Formen gehaltene Bau zeigt einen klaren Grundriß, mit einem Kammermusiksaal und dem großen Saal im Obergeschoß. Der große Saal, ein eindrucksvoller Raum, nimmt 1500 Zuhörer, 90 Musiker und 250 Sänger auf und besitzt eine Orgel mit über 4000 Pfeifen. Dank der sorgfältigen Beachtung der Belange der Musik schon bei Baubeginn ist eine vollkommene Klangwirkung erzielt.

Die städtischen Museen stehen auf hoher Stufe. Hier ist besonders das Bauernhausmuseum zu erwähnen, welches wohl das einzige seiner Art in Deutschland ist.

Bielefeld, die Stadt des Gewerbesfleißes

Die Stadt Bielefeld ist mit einer großen Zahl von gewerblichen Betrieben der verschiedensten Größenordnung und der mannigfaltigsten Gewerbezweige durchsetzt.

Obwohl nun die Stadt ganz vorwiegend den Charakter einer freundlichen und wohlhabigen Wohnstadt besitzt, gewinnt der aufmerksame Beschauer doch bald die Erkenntnis, daß hier ein ungewöhnlich mannig-

faltiges und blühendes gewerbliches Leben vorhanden ist. Dieses stützt sich nun keineswegs auf hierzulande etwa vorhandene Bodenschätze oder auf die verkehrsfördernden Vorteile eines schiffbaren Stromes, sondern lediglich auf einen stark ausgeprägten Gewerbesfleiß, der sich mit zäher Beharrlichkeit und Sinn für Sparsamkeit paart.

Als Ausgangspunkt der industriellen Entwicklung in Bielefeld erkennen wir das uralte Leinengewerbe, das im Ravensberger Lande seit Jahrhunderten betrieben wurde und schon frühzeitig dazu führte, daß sich in Bielefeld Handelsfirmen gründeten, die die im bäuerlichen Hausgewerbe hergestellten Gespinste und Gewebe aufkauften und als gute Qualitätsware in den Handel brachten.

Solche strebsamen Handelsfirmen wurden ganz von selbst auch die Träger der Industrialisierung, nachdem durch die Erfindung der Maschinenspinnerei und des mechanischen Webstuhls der Siegeszug der Maschine in der Textilwirtschaft stürmisch eingesetzt hatte.

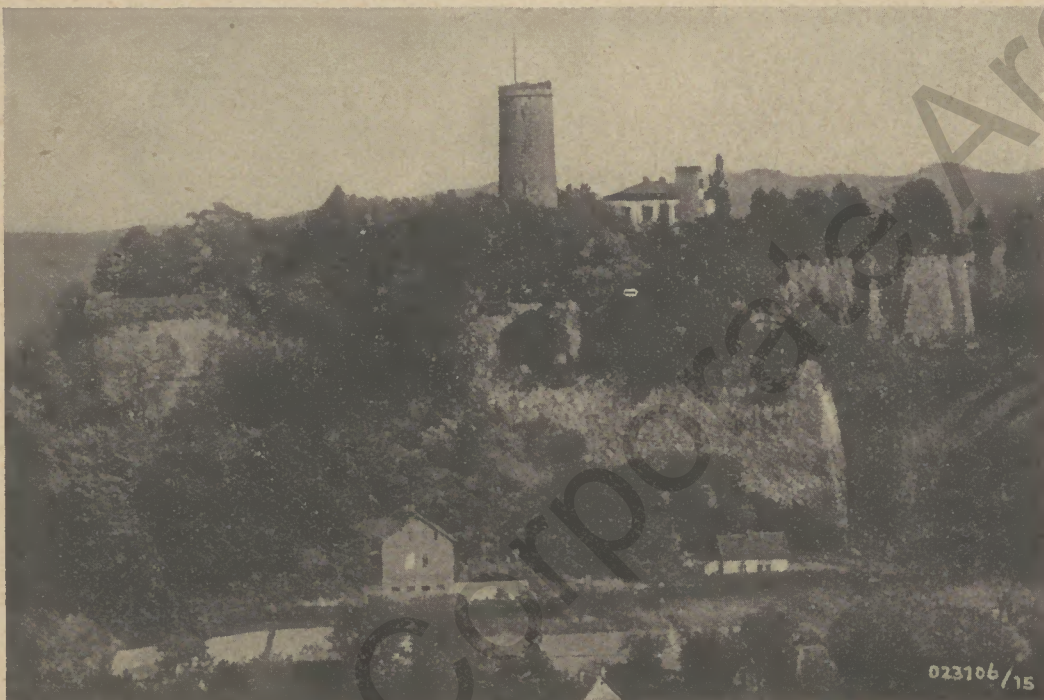
Die meisten Industriezweige, die sich nach der Spinnerei- und Weberei-Industrie in Bielefeld ansiedelten, stehen in einem deutlich erkennbaren Zusammenhang mit dieser Ursprungsindustrie des Ravensberger Landes. Bei der weithin berühmten Bielefelder Wäscheindustrie liegt der Zusammenhang klar auf der Hand: es lag nahe, daß man aus den hier hergestellten leinenen Geweben an Ort und Stelle Wäschestücke her-

stellte. Nicht minder leicht erkennbar ist der Zusammenhang zwischen der Wäscheindustrie und der schon früh in Bielefeld fabrizierten Nähmaschine. Anderen Zusammenhängen muß man schon etwas mehr nachspüren.

Fahrräder und Fahrradteile, Nahrungsmittel und Plättstärke, Spinnereimaschinen und Werkzeugmaschinen, Dampfkessel und Armaturen, Registrierkassen und Autoteile, nahtlose Röhren und eiserne Masten, Krane und Hebezeuge, Chemikalien und Kosmetika, Herrenanzüge, Berufskleidung, Möbelplüsch, Krawattenseiden, seidene Kleiderstoffe und kostbare Brokate, ganze Brautausstattungen, Arbeitschürzen, Möbel, Frankiermaschinen und viele andere Artikel werden in Bielefeld hergestellt. Bei fast allen Fabrikaten läßt sich feststellen, daß sie in einem mehr oder weniger engen organischen Zusammenhang mit dem aus dem ursprünglichen Leinengewerbe erwachsenen, mächtig aufschließenden industriellen Leben Bielefelds stehen.

Und was die Bielefelder mit besonderer Freude erfüllt, ist die Tatsache, daß sich hier bis auf den heutigen Tag der Qualitätsgedanke lebendig erhalten hat. Alle im Bielefelder gewerblichen Leben schaffenden Kräfte sind sich bewußt, daß sie durch saubere, zuverlässige und hochwertige Qualitätsarbeit mit dazu beitragen, den guten Namen ihrer Vaterstadt oder Wahlheimat zu erhalten und zu mehren.

Städtisches Verkehrsamt Bielefeld.



Die Sparrenburg

Werksfahrt

der Lehrlinge des 2. Lehrjahres, Werft Witten

Ueber die am 24. August dieses Jahres stattgefundene Fahrt gibt uns ein Teilnehmer folgende lebendige Schilderung:



Der Dom in Münster (Westfalen)

Rrrr... Klingelt der Wecker. „Oha... schon aufstehen?!“ Ich will mich noch einmal auf die andere Seite legen, da durchzuckt ein Gedankenblitz mein noch vernebeltes Gehirn: „Donnerwetter! Heute findet doch die Werksfahrt des 2. Lehrganges statt. Na, dann mal rasch hinaus!“ Und schon stehe ich draußen, und bald geht's ab Richtung Humboldtsplatz. In kleinen Gruppen stehen hier meine Kameraden zusammen und schauen besorgt zum Firmament.

Bimm, bimm, bimm... vom nahen Kirchturm wird die siebente Morgenstunde angezeigt. „In Linie antreten!“ erschallt zur gleichen Zeit das Kommando unseres Fahrtenführers. „Durchzählen!“ Nach einigen Mißverständnissen einigt man sich schließlich, daß die Zahl 55 doch stimmt. Jetzt kann es also losgehen.

Bald sangen die Motoren ihr Lied, und ungefähr 150 Pferdestärken zogen uns zur Stadt hinaus. Einige zaghafte Versuche, ein Lied anzustimmen, scheiterten kläglich. Ob es am Wetter lag oder ob der größte Teil von uns schlecht geschlafen hatte — jedenfalls wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Und ich glaube, wenn unser großer Tango-Harmonikakünstler uns nicht alle durch sein großes Können begeistert hätte, wäre der größte Teil bestimmt wieder eingeschlafen.

Nun wieder zurück zum Fahrtenplan. Als erste Station war das Schiffshebewerk in Henrichsburg vorgesehen. Wir erreichten es nach eineinhalbstündiger Fahrt. Wir sahen zu, wie einige Schleppfähne durchgeschleust wurden und fuhren dann weiter zum Halterner Stausee. Hier wurde erst mal anständig „gespachtelt“ (sprich gefrühstückt). Dann führte man zur Unterhaltung Knall-Erbse-Gefechte aus oder man duellierte sich mit Papierkugeln. Wie dem auch sei, jedenfalls

wurde so die Stimmung außerordentlich gehoben, und mit fröhlichem schmetterndem Gesang verließen wir den gastlichen Ort.

Münster war die nächste Haltestelle. Hier besichtigten wir zuerst den Dom. Dort wurde vor allem neben den großartigen Plastiken und Gemälden die wunderbare Uhr bestaunt, die, wenn man bedenkt, daß sie schon fast ein halbes Jahrtausend alt ist, noch heute ein wahres Meisterwerk darstellt. Sie wird höchstwahrscheinlich schon jedem zur Genüge bekannt sein, so daß eine Beschreibung an dieser Stelle überflüssig ist.

Anschließend gingen wir zum Rathaus. Dort mußte jeder seine Börse zücken und 10 Pfennige zahlen. Ein Sturm der Entrüstung brach los, der sich aber bald nach dem Eintritt in den Friedenssaal schnell wieder legte, denn allein die Besichtigung dieses Raumes rechtfertigt schon den Preis. Der Friedenssaal ist wohl eine unserer denkwürdigsten Stätten in der Geschichte, denn in ihm wurde 1648, nachdem ein dreißigjähriger, blutiger Krieg Deutschlands Felder verwüstet und viele deutsche Menschen dahingerafft hatte, der Friede geschlossen. Aber nicht allein historisch gesehen ist er bemerkenswert, sondern auch rein künstlerisch. Die Wandtäfelung zum Beispiel ist unbezahlbar. Sie wurde von den größten Künstlern der damaligen Zeit geschnitten. Wir finden an ihr auch nicht eine Tafel, die einer anderen annähernd gleicht. Erwähnenswert sind auch die großartigen Gemälde aller ausländischen Gesandten, die bei den Verhandlungen anwesend waren. Die Bilder wurden alle von einem der größten niederländischen Maler gemalt und kosteten je Stück nach der damaligen Währung dreißig Reichstaler. Es sind ungefähr dreißig vorhanden. Die anstoßenden Räume bergen einige alte Dokumente und



Alte Mühle bei Iburg

Plaketten, Feldschlangen, Ritterrüstungen und Schwerter. Mit einem der Schwerter soll der Wiedertäuferkönig höchst eigenhändig seine Frau enthauptet haben.

Weiter machte vor allem die Lamberti-kirche mit den Käfigen der Wiedertäufer auf uns großen Eindruck. Da wir Stadturlaub hatten, konnte nun jeder seine Betrachtungen über Münster weiter selbst anstellen. Das geschah wieder nach Veran-lagung, z. B. man kaufte sich Obst und zog sich damit genießerisch in einen stillen Win-kel zurück oder man schrieb Karten oder man suchte einen nahen „Eis-Salon“ auf.

Unsere nächste Station war Biele-feld. Es war 13 Uhr geworden, und in der Magengegend machte sich eine bedenk-liche Leere bemerkbar. Nach allgemeiner Meinung mußte jetzt doch eigentlich bald zu Mittag gegessen werden. Vor einem feudalen Gasthof, der den vielversprechen-den Namen „Zum Lindenhof“ trug (es reichte aber nur bis Kastanien, denn trotz eifrigen Spähens war keine einzige Linde zu entdecken), wurde ausgestiegen. Draußen auf der Veranda wurden unter strahlendem Sonnenschein die „Gänge“ serviert! Zu allem wurde dann ausgiebig uralter Süßwein (sprich Schlör) getrunken. Wer sich nun mit Helmut, dem dienstbaren Geist unserer Tische, gut angefreundet hatte, ließ sich noch eine Flasche Sekt (sprich Selterwasser) auf Kredit geben.

Inzwischen war es 15 Uhr geworden. Wir erkletterten unsere „Burg“, und weiter ging's unbekannten Zielen entgegen.

„Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat . . .“ Die schöne Stadt, sie ist ja geblieben, nur die Soldaten haben sich „höchst erschrecklich“ vermehrt. Das erfuhren wir schon ungefähr 10 Kilometer vor Detmold. Ein Surren ließ uns alle aufhorchen. Dort oben machten ein paar Jagdflieger ihre „Kapriolen“, während sich die Flak unten eifrig bemühte, den lästigen Gegner loszuwerden. Das Programm in Detmold: Ausgestiegen, Schloß besichtigt, eingestiegen und weitergefahren! Aber halt! Schloß besichtigt! Es zeigte einen kleinen Abglanz alter, deutscher Fürstenherrlichkeit. Jeder mußte vor der Besichtigung ein paar Filzpantof-feln überziehen. Durch eine Gemäldegalerie betraten wir den ersten Saal. Er ist „Großer Festsaal“ und Ahnengalerie zugleich. Eine unbefschreibliche Pracht herrscht in diesem Raum. Ein bißchen Phantasie zaubert ihn wieder zurück in frühere Zeiten. — Neben dem „Roten Salon“ und dem „Jagd-



Münster in Westfalen — Das Kiepenkerl-Denkmal

zimmer“ ist noch besonders erwähnenswert das Zimmer, in dem die Fürsten ihre Herren empfingen. Die Gobelins dieses Raumes sollen allein vierzig Millionen Reichsmark wert sein.

„Dörfer und Städte flogen vorüber an unserem Blick . . .“ Die Strophe verklang. Schüchtern fragte jemand: „Ist das der ‚Hermann‘?“ Alle folg-ten gespannt der Richtung des Arms. Ein Freudegeheul war die Ant-wort. Das also war das nächste Ziel. Endlich haben wir es erreicht! Wir erstiegen die Brüstung des Hermannsdenk-mals und genossen den herrlichen Rundblick. Ragend steht Hermann, den Blick nach Westen, er zertritt die Schlange und hebt drohend das Schwert. Hell blinkt die In-schrift: „Deutschlands Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht!“ Wieder und wieder hat dieses alte Wort Recht behalten. — Ein zweiter Hermann ist dem deutschen Volk erstanden und hat es zurück vom Abgrund gerissen, Schritt für Schritt, genau wie damals. Und gerade jetzt, in dieser großen Zeit, wird es sich wieder bewähren, dieses Wort voll kluger Kraft und Weisheit: „Einigkeit . . . Stärke . . . Macht!“

Und weiter ging's den Externsteinen zu. Hier, wo einst das höchste Heiligtum unserer Vorfahren war, wurden wir wieder gezwungen, mehrere tausend Jahre zurückzublicken. Sonnenwende — Julfest! Das höchste Fest, das die Germanen kannten, das höchste und heiligste. Nicht nur ein

Fest der Reinigung und des Blu-tes. In unseren jungen Andern fließt das gleiche Blut, das jene Menschen schon in sich trugen und die es rein erhielten und weiter-gaben, rein und unbefleckt. —

Gegen 22 Uhr rollten unsere „Benzinperle“ wieder in die Heimat ein. Fröhlich und mutig erfüllt die deutsche Jugend ihre Pflicht in der Arbeit, in der Partei, in der Wehrmacht. Ge-stärkt aber in ihrer Zuversicht und ihrem unbändigen Glauben wird sie durch solche Erlebnisse, die das Fröhliche und Unge-zwungene, doch auch das Ernste und Heilige miteinander verbind-en.

Heinz Boß, Zeichnerlehrling, Instandsetzungswerkstatt



Die Teilnehmer der Fahrt

Aufnahmen: Abel (3), Wolf (1)

Die „stahlbildenden“ Elemente

Von Heinrich Möller

Molybdän

(6. Fortsetzung)

Dieses Wort ist nicht jedem geläufig, mancher hat es wohl noch nie gehört. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei und Nickel kennt jeder, aber wem ist schon Molybdän begegnet? Das Lexikon sagt, daß es ein Schwermetall ist und ein spezifisches Gewicht von 10 hat; es ist also schwerer als Stahl, dessen spezifisches Gewicht um 7,8 liegt. Molybdän ist ein blankes, silberweißes Metall, das in der Stahlherstellung reichlich Verwendung findet, früher allerdings wenig. Molybdänhaltigen Stählen rühmt man nach, daß sie sehr widerstandsfähig gegen Abnutzung sind; man setzte 0,20 bis 0,30% einigen nickelhaltigen Einsatz- und Vergütungsstählen zu, Schnelldrehstähle enthielten bis zu 1% Mo. Infolge der hervorragenden Eigenschaften der Nickel- und Chrom-Nickelstähle glaubte man, daß es nicht nötig sei, sich nach anderen Legierungselementen umzusehen. Obwohl Amerika über reichliche Mengen an Nickel verfügt, so führte man dort schon vor mehr als zehn Jahren im Automobilbau Molybdänstähle ein, wo man sonst Ni- oder CrNi-Stähle benutzt hatte. Daraus geht schon eindeutig hervor, daß Mo-Stahl als vollwertiger Ersatz für Ni- oder CrNi-Stahl anzusprechen ist.

In Deutschland hat sich das Mo erst durchgesetzt, als man gezwungen war, mit Ni sehr sparsam umzugehen. Molybdän müssen wir zwar auch aus dem Ausland einführen, aber die Mengen sind erheblich geringer; man benötigt nur den sechsten oder achten Teil, um die gleiche Wirkung wie bei Nickel zu erzielen. Die DIN-Norm 1663 hat folgende Zusammenfassungen vorgesehen:

Bezeichnung	C	Mn	Cr	Mo	zu verwenden statt
Einsatzstahl					
ECMo 80	0,13—0,17	0,7—1,0	0,8—1,2	0,2—0,3%	ECN 25—ECN 35
ECMo 100	0,17—0,22	0,8—1,1	1,0—1,5	0,2—0,3%	ECN 45
Vergütungsstahl					
VCMo 125	0,22—0,29	0,5—0,8	0,9—1,2	0,15—0,25%	VCN 15
VCMo 135	0,30—0,37	0,5—0,8	0,9—1,2	0,15—0,25%	VCN 25
VCMo 140	0,38—0,45	0,5—0,8	0,9—1,2	0,15—0,25%	VCN 35
VCMo 240	0,38—0,45	0,5—0,8	1,6—1,9	0,30—0,40%	VCN 45

Wenn diese geringen Gehalte vorgesehen werden, gleichzeitig aber angegeben wird, gegen welche hochnickellegierten Stähle diese Stähle ausgetauscht werden können, dann muß die Güte doch gleich sein. Eingehende Untersuchungen haben das zur Genüge bewiesen. Vergleicht man die als Kurve aufgetragenen Werte, die durch Vergütung mit verschiedenen hohen Anlaßtemperaturen erzielt wurden, so muß man feststellen, daß das Verhältnis der Streckgrenze zur Festigkeit praktisch das gleiche ist und daß die übrigen Werte wie Dehnung, Einschnürung und Korbzähigkeit ebenfalls nichts zu wünschen übriglassen. Bei dem Cr-Mo-Stahl tritt je 1000 Kilogramm eine Devisenersparnis von 56 RM. ein.

Aber aus den Linienzügen ist noch etwas anderes zu erkennen. Betrachtet man die Höhe der Zugfestigkeit bei einer bestimmten Anlaßtemperatur, so fällt auf, daß die Festigkeit des Cr-Mo-Stahles höher liegt als die des Cr-Ni-Stahles. An und für sich ist das keine störende Erscheinung; will man die gleiche Festigkeit wie beim Cr-Ni-Stahl haben, so braucht nur die Anlaßtemperatur etwas erhöht zu werden.

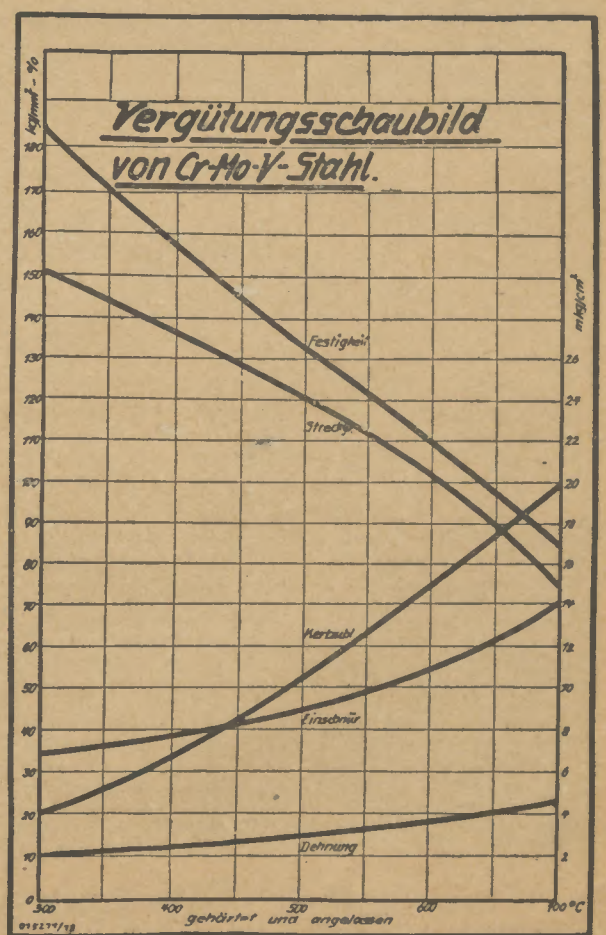
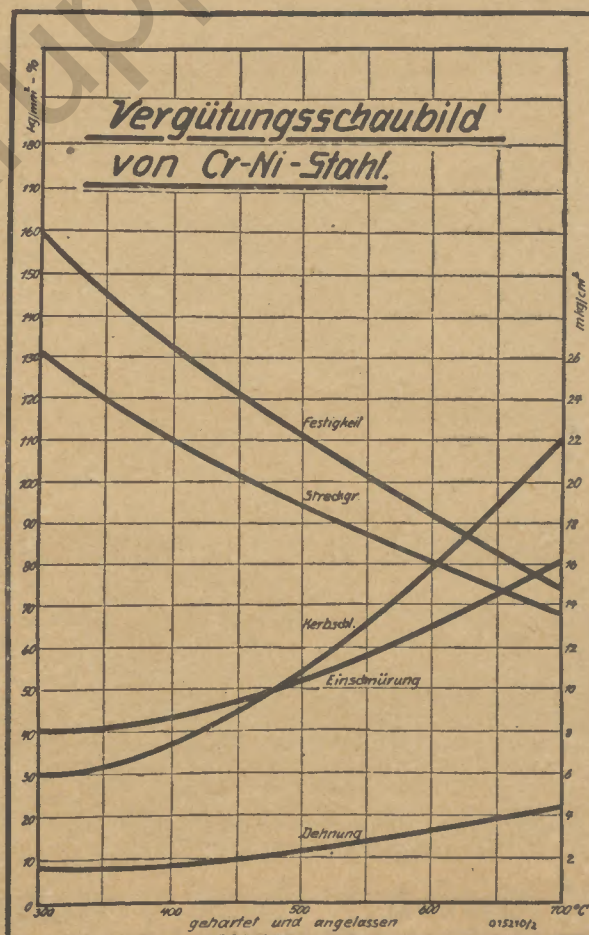
Diese Eigenart der Mo-haltigen Stähle, nicht so schnell die Festigkeit aufzugeben,

hat zu planmäßigen Versuchen geführt. Es ist bekannt, daß Stähle in der Wärme eine geringere Festigkeit besitzen als bei Raumtemperatur. In manchen Fällen genügt es, Stahlliegierungen herzustellen, die bei höheren Temperaturen noch eine gute Festigkeit haben, zum Beispiel die Cr-Ni-Legierungen für Ventile (vgl. den vorhergehenden Artikel). Aber trotz der guten Festigkeit dehnt sich der Stahl verhältnismäßig stark, wenn er in der Wärme belastet ist. Eine solche Dehnung führt zu Betriebsstörungen; in der chemischen Industrie z. B. wird jetzt viel mit hohen Drücken bei hohen Temperaturen gearbeitet. Bei einer starken Dehnung bzw. bei einem schnellen Dehnen des Stahles können Undichtigkeiten auftreten oder eingepaßte Teile setzen sich fest. Um einen Maßstab dafür zu haben, ob ein Stahl brauchbar ist, hat man ein besonderes Prüfverfahren entwickelt. Ein Stab (ähnlich wie bei der Zerreißprobe) ist in einer ähnlichen Apparatur eingespannt wie in einer Zerreißmaschine. Der Unterschied besteht aber darin, daß die Belastung immer die gleiche während des Versuches bleibt, während sie beim Zerreißversuch stetig zunimmt. Die Probe selbst ist während der Belastung auf Prüftemperatur, z. B. 500° C. Beträgt die Belastung beispielsweise 16 kg/mm², so tritt zunächst eine Verlängerung, ein Fließen des Stabes, ein. Im Anfang geht das Fließen schneller vor sich als bei längerer Zeit, die Kurve wird mit der Zeit immer flacher. Wenn die Fließgeschwindigkeit in einer Stunde zwischen der 25. und 35. Stunde des Versuches nicht größer ist als 1/1000%, dann bewährt sich der Werkstoff für den vorgesehenen Verwendungszweck.

Bei diesen Dauerstandsversuchen hat man festgestellt, daß sich die Stähle sehr unterschiedlich verhalten und daß Stähle, die bei Raumtemperatur sehr gute Werte haben, nicht als „dauerstandsfeste Stähle“ benutzt werden können. Wesentlich besser verhielten sich Stähle, die mit Mo legiert waren. Mit Hilfe des Dauerstandsverfahrens wurden nun planmäßig neue, sogenannte „dauerstandsfeste Stähle“ entwickelt, die je nach Höhe der Beanspruchung zusammengesetzt sind. Zwar können Stähle, die für Temperaturen von 500° C vorgesehen sind, auch bei niedrigen Temperaturen benutzt werden; jedoch wird man aus preislichen Gründen stets den Stahl wählen, der den Ansprüchen genügt.

Genau wie man sich heute die dauerstandfesten Stähle nicht mehr wegdenken kann, so werden auch die Mo-haltigen Einsatz- und Vergütungsstähle ihren Platz in der Zukunft behaupten. In der Zeit der Umstellung hat es manche Schwierigkeiten zu überwinden gegeben, denn die Austauschstähle benötigen andere Wärmebehandlungen als die bisherigen Stähle. Abgeschreckt werden alle Stähle nach DIN 1663 in Öl, zur Erzielung bester Eigenschaften erfahren die Einsatzstähle eine doppelte Härtung.

(Fortsetzung folgt)



DIES SIND UNSERE SCHÖNSTEN PFLICHTEN:



Die Vertriebenen aufnehmen —
(Kriegsbeginn)



— Schmerzen zu lindern —

— und die Jugend auf all dies vorzubereiten —

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann

Der Kohlenpott besser als sein Ruf | Das „doppelte Gesicht“ des Ruhrgebiets

II.

Von den Kohlenmengen, die im Ruhrgebiet gefördert werden, kann sich der Laie nur schwer eine Vorstellung machen. Wollte man die Förderung eines Jahres in 20-Tonnen-Wagen verladen, so würden die dafür benötigten über sieben Millionen Doppelwaggons aneinandergereiht eine Länge von über 60 000 Kilometer haben, rund 20 000 Kilometer mehr, als der Erdbumfang beträgt, und wollte man diese Waggons auf sämtlichen Eisenbahnstrecken der Reichsbahn im Altreich aufzustellen versuchen, so würde man nicht Platz genug finden.

Der Wert der Ruhrkohlenförderung betrug schon im Jahre 1935 über eine Milliarde Reichsmark. Die bei der Kokszerzeugung anfallenden Nebenprodukte und die Preßkohlenherstellung steigerten diesen Wert um etwa 150 Millionen Reichsmark. Seitdem sind alle Wirtschaftszahlen dieses gigantischen Produktionsbezirktes weiter gestiegen.

Auf den geographisch so kleinen Ruhrbezirk entfallen von der reichsdeutschen Steinkohlenförderung rund 76 v. H., von der Kokszerzeugung rund 78 v. H. An Koksereigas, Teer, Teerverbindungen, Benzolen, schwefelsaurem Ammoniak und Ammoniakverbindungen liefert der Ruhrbezirk rund 80 v. H. der deutschen Erzeugung. Unter diesen Sammelbegriffen verbergen sich über fünfzig wertvolle Einzelerzeugnisse, die für die chemische Industrie, die Düngemittelindustrie und die Industrie der neuen Werkstoffe von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Dieser Produktionsleistung des Ruhrbergbaues entsprechen die von ihm eingesetzten Kräfte und Betriebsmittel. Die Gefolgschaft der Ruhrzechen beträgt über 300 000 Mann. Unter Tage arbeiten dazu an die 12 000 Maschinen mit über einer Million Pferdekräfte. Auf einem unterirdischen Schienennetz, das zusammengelegt von Gibraltar durch Spanien, Frankreich, Deutschland, Polen und Europäisch-Rußland bis tief nach Sibirien hineinreichen würde, laufen weit über 400 000 Förderwagen, vielfach hinter elektrischen Lokomotiven. Die Hand- und Schießerarbeit, auf die 1913 noch 97,8 vom Hundert der Förderung entfielen, ist seitdem durch Maschinen, Abbauhämmer und Schrämmaschinen fast völlig ersetzt.

Als Verbraucher von Maschinen, Geräten aller Art, Holz und vielerlei anderen Dingen spielt der Ruhrbergbau eine so große Rolle, daß eine Krise im Ruhrbezirk immer sofort auch tiefgehende Wirkungen über ganz Deutschland ausgestrahlt hat. Nur ein Beispiel: Um das Grubenholz für die Stempel zu beschaffen, die zur Stützung des unterirdischen Gebirges in den Stollen und sonstigen Bauen aufgestellt werden müssen, bedarf es einer Waldfläche, die weit größer sein müßte als die gesamte Bodenfläche des früheren Königreiches Sachsen.

Trotz seines riesigen Verbrauches ist der Ruhrbergbau kein Devisenfresser, sondern ein Devisenbringer. Jahr für Jahr stellt er für den deutschen Nahrungsmittel- und Rohstoffeinkauf einen Devisenüberschuß von mehreren hundert Millionen Reichsmark Wert zur Verfügung, ganz abgesehen von den Devisenersparnissen, die durch die wachsende Erzeugung von Triebstoffen, Stickstoff, Schwefel, neuen Wertstoffen usw. aus Ruhrkohle ermöglicht werden, und von den Ausfuhrüberschüssen der chemischen Industrie in Erzeugnissen, für die die Kokereien des Ruhrgebiets Ausgangsstoffe liefern.

Eine ähnliche Bedeutung in der deutschen Volks- und Wehrwirtschaft kommt der eisen-schaffenden Industrie des Ruhrbezirks zu. Die Roheisen- und Rohstahlgewinnung sowie die Erzeugung in Walzwerksprodukten liegen für das Altreich mit 65 bis 70 v. H. im „Revier“.

Auch die Eisenhüttenindustrie des Bezirks ist, obwohl sie große Summen für ausländische Erze verausgaben muß, eine Devisenbringerin von Bedeutung, da der Wert der von ihr ausgeführten Walzwerkserzeugnisse weit übertrifft, abgesehen davon, daß die Fertigwaren aus Stahl und Eisen Hunderte von Millionen Einfuhrüberschuß erbringen.

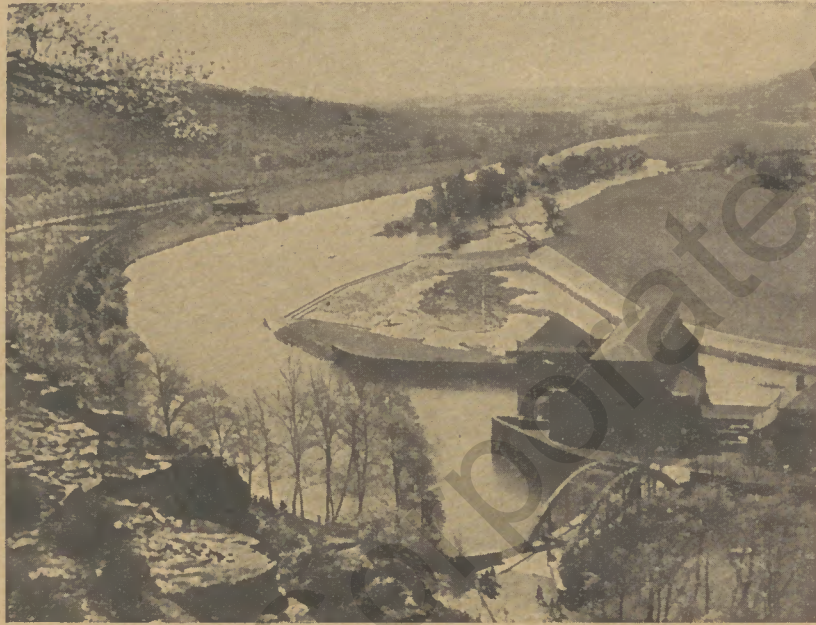
Nun aber sei es genug von den Zahlen über diese Dinge, die man draußen in Deutschland in großen Umriffen wissen sollte, die aber erst recht wirken, wenn sie lebendige Gestalt vor uns gewinnen, während wir das Land von Eisen und Kohle durchwandern. Fürchtet nun nicht, daß ihr, wenn ihr zu uns ins Revier kommt, nach ein paar Stunden kleine Britetts husten müßtet. Es gibt bei uns mehr an alter Kultur und vielerlei Schönheit als ihr ahnen mögt.

Irgend etwas zieht den Menschen hier in seinen Bann. Deutsche Arbeiter, sei es aus den einsamen Dörfern des bayrischen Hochgebirges, sei es aus den niederdeutschen Tiefebene, aus Thüringen oder Franken, reisen mit Vorliebe einmal in das große Industriezentrum an der Ruhr. Ihnen erscheint dies Land mit seinen Häfen an Rhein und Ruhr, mit seinen gigantischen Industriebauten, den flammenden Hochöfen und den Geheimnissen des Steinkohlenbergbaues wie das Wunderland der Technik und des rauschenden Arbeitslebens.

Die großen Städte im Ruhrgebiet haben, viel mehr als die Welt da draußen es weiß, den aus den Kohlenschächten ihrer Erde stammenden

Reichtum seit Jahrzehnten in vielerlei Kulturgütern angelegt. Die Landschaft zwischen Ruhr und Lippe hat ein neues, großartiges Gepräge von eigenartiger Schönheit erhalten. Noch immer wogen zwischen Halden und Zechentürmen, Stahlwerken und Hochöfen im Sommer die Wehren des reifenden Korns, breiten sich grüne Auen und Haine. In den Städten gibt es Park- und Gartenanlagen, von denen einzelne ihresgleichen suchen. Bornehme Landhäuser, schmucke Siedlungen, die wie Villenstädtchen aussehen, unterbrechen das anmutige Bild einer leicht gewellten Landschaft, in die Tausende von blühenden Kleingärten eingestreut sind. Was weiß man draußen von den landschaftlich so bevorzugten Wohnvierteln der Ruhrgrößtstädte, von den vielen architektonisch wertvollen öffentlichen Bauten, den zahllosen lichten und schönen Einzelwohnhäusern und den vorbildlichen Arbeiterwohnungsbauten? Man hat einmal von der Eisenbahn her die Massen-Mietkasernen aus einer längst vergangenen und völlig überwundenen Zeit gesehen. Danach bildet man sich sein Urteil, weil man nicht weiß, ein wie grundlegender Wandel sich vollzogen hat, weil man nicht ahnt, daß das Ruhrgebiet im Begriff steht, ein Mittelpunkt der kulturellen Entwicklung in der Pflege von Körper, Seele und Geist als einer Ganzheit zu werden.

Wer das Ruhrgebiet einmal mit offenem Auge durchwandert, erlebt die starke Wirkung der technischen Großtaten ganz unmittelbar, ohne jede Erklärung von Einzelheiten. Der Pulsschlag des industriellen Lebens ist in dieser gewaltigen Werkstätte so wichtig, als daß er sich nicht in Kopf und Seele hämmern sollte, die Bauten der Hochöfen, Bergwerke und Stahlerzeugungsstätten sind zu überwältigend, als daß sie den Fremdling nicht mit Staunen erfüllen müßten. Gewiß, diese beispiellose Entfaltung technischer Kräfte hat tief hineingegriffen in das Bild der Landschaft. Aus weiten Ackerflächen, auch aus Bruch und Sumpf, wurden volkreiche Städte, und schaut man heute von den Bergen an der Ruhr hinab auf dieses einzigartige Menschenwerk, so scheint einem, als dehne sich eine einzige Riesenstadt vom Rhein her bis nach Dortmund. Aber da gibt es auch noch das andere Bild. Es ist wie ein Wunder, daß die Ruhr, die dieser Welt den Namen gab, ihre Wasser hell und klar zum Vater Rhein führt, daß an ihren Ufern weite Wiesen mit waldumräumten Berghängen wechseln,



Blick ins Ruhrtal bei Witten

Aufn.: Reinecke

daß ganz nahe den volkreichen Stätten der Arbeit Erholung in anmutigster, fast unberührter Landschaft winkt. Dieselbe Technik, die einst wie ein erbarmungsloser Feind in die Landschaft des Ruhrgebiets einbrach, schuf die vielen großen und schönen Talperrren im oberen Niederschlagsgebiet des Flusses. So sorgte sie, daß den Menschen und ihren Werken ihr Wasserbedarf ward, ohne daß der Fluß versiegte. Die Technik weitete den Fluß im Unterlauf aus zu großen Seen, auf und an denen das Volk von der Ruhr in freien Stunden tummelt. Der Blick von den Ruhrbergen auf den Hengstensee bei Hagen oder den Harkortsee bei Wetter oder auf den Baldeneysee bei Essen — glaubt mir — das gehört zu den Perlen deutscher Landschaft.

Gar manches weiß die Ruhr dem sinnenden Wanderer zu erzählen. Die Heerscharen der Römer und Franken zogen oftmals an ihren Ufern hinauf. Die Abtei von Werden berichtet von ersten Anfängen des Christentums auf germanischem Boden. Uralt Ringmauern in den Städten am Fluß, trutzige Türme, Ruinen, mittelalterliche Burgen und Herrensitze auf den Bergen zeugen von vergangenen Tagen. Dazwischen sieht man die kleinen Fachwerkbauten oder Bergmannskotten, die an die Zeiten erinnern, da man ohne Dampfmaschinen die Kohlen aus den Tagesstollen holte.

Von den Berglandschaften im Süden der Ruhr haben wir schon erzählt. Aber auch im Norden wird die große Ruhr-Arbeitsstätte begrenzt von Landschaften mit ursprünglichen Naturreizen. Dort kann man hinüberwandern zum waldbereichen Hügelland der Haardt, zu den Borkenbergen, von denen man weit hinwegschaut über die landwirtschaftlich gepflegte Münstersche Mulde; man kann in ausgedehnten Heideflächen Einsamkeit finden oder an den Ufern der Lippe anmutige Landschaftsbilder auf sich wirken lassen, wenn man nicht vorzieht, auf dem auch von der Technik geschaffenen Halternauer See zu rudern und zu segeln.

Das Ruhrgebiet hat zwei Gesichter. Das eine trägt die strengen Züge eines riesigen Arbeitsorganismus, es ist ein Gesicht wie aus Stahl geschnitten. Das andere ist ein Feiertagsgesicht. Aus ihm leuchten die Schönheiten der niederrheinischen, der märkischen und bergischen Landschaft, auch das, was der Mensch hinzugefügt hat aus Verlangen nach Verschönerung seiner Wohnstätten. Es ist wahr, man muß um die Seele dieses einzigartigen Landes ringen, wenn sie sich einem erschließen soll. Hat man sie aber gewonnen, in sich aufgenommen, so liebt man den „Kohlenpott“, wie ihn Hunderttausende als zweite Heimat lieben lernten. Vergleicht ihn nicht mit irgendeiner anderen deutschen Landschaft, mit dem grünen Herzen Deutschlands, mit den dunklen Tannenwäldern des Schwarzwaldes oder den stillen Seen in Masuren. Der Kohlenpott ist einmalig. Er will begriffen sein.

Rothenburg ob der Tauber

Eine alte fränkische Stadt



Rothenburg o.T.

Rothenburg ist wohl die besterhaltene, mittelalterliche Stadt unseres deutschen Vaterlandes. Wir suchen sie nicht auf, um uns in romantischer Schwärmerei die Ruhe früherer Jahrhunderte zurückzuwünschen oder uns in sie hineinzuträumen, sondern um uns die Kraft zu holen aus der Stärke und dem Können unserer Vorfahren, die sich in ihr verewigt haben.

Zwei große Männer hat diese wehrhafte Stadt in ihren Mauern gehabt, die wert sind, noch heute von uns bewundert zu werden. Der erste ist ein Kaisersohn aus dem Hohenstauffengeschlecht, Friedrich, der Sohn von Kaiser Konrad III. Er ist es gewesen, der sich, als das deutsche Volk sich im Geschlechterhaß zerfleischte, zur großdeutschen Idee durchrang, der den Gedanken von einem einigen, deutschen Volke zu einem ewigen Deutschland in sich trug und ihn zu verwirklichen trachtete. Er reichte seinem großen Gegner Heinrich die Bruderhand und vermählte sich mit Gertrud, der einzigen Tochter Heinrichs des Löwen. Aus den glücklichsten, auf der Rothenburg verlebten Glitterwochen ruft ihn sein Kaiser zum Kampf gegen die Feinde der Deutschen in Italien. Nach kurzer Kampfeszeit rafft eine Seuche den größten Teil des kaiserlichen Heeres dahin, auch der junge Friedrich stirbt fern der Heimat, ohne sein großes Lebensziel erreicht zu haben. Die unglückliche Witwe aber geht wieder zurück zu ihrem Vater, die Rothenburg bleibt auf immer verlassen.—

Der andere Große Rothenburgs ist der Bürgermeister Toppler gewesen. Auch er kannte Zeit seines Lebens nur ein Ziel: die Schaffung eines kraftvollen, einigen Deutschlands. Toppler hatte den eisernen Willen und auch die Kraft, seine

Ideen in die Tat umzusetzen, aber der große Gedanke krankte am Wichtigsten: es fehlte der Führer! König Wenzel war ein Schwächling mit allen möglichen Lastern, er wurde bald abgesetzt. Nun war Toppler des kaiserlichen Schutzes beraubt und wurde sogleich von seinen starken Feinden überfallen, vom Gegenkaiser Ruprecht, vom Burggrafen von Nürnberg und vom

Bischof von Würzburg. Das bittere Ende war Abfall der eigenen Ratsherren, Kerker und Meuchelmord.

Diese beiden großen Deutschen, die in Rothenburg gelebt haben, verdienen, unvergessen zu bleiben. Sie sollen wie die großen Kunstwerke dieser Stadt Ansporn und Vorbild sein.

Alles zu schildern, was Rothenburg an Kostbarkeiten allein auf baulichem Gebiete beherbergt, würde hier zu weit führen; denn diese Stadt birgt eine solche Fülle kunstvoller Schönheiten, die ausführlich zu schildern dem Kunsthistoriker vorbehalten ist. Die diesem Aufsatze beigegebenen Bilder sprechen allzu deutlich für dieses schöne Fleckchen Erde. Allein der prachtvolle Renaissancebau des Rathauses mit seinem wunderfeinen Türchen im dunklen Verbindungshof der beiden Rathausbauten ist ein Kleinod. Dieses Rathaus, das 1572 durch Leonhard Weidmann erstand, hat wohl einen großen Teil der wechselvollen Geschichte Rothenburgs gesehen. Was könnten wohl diese alten Mauern erzählen, wenn sie sprechen könnten? Es ist aber nicht der Rathausbau allein, der dieser Stadt ein besonderes Gepräge gibt, der gute Eindruck wird durch eine große Anzahl steinerne Kunstdenkmäler verstärkt. Da ist zunächst der herrliche, spätgotische Bau der Jakobskirche zu nennen, der



Das Renaissance-Türchen im Zwischenhof des Rathauses



Eckfen am Kobolzheimer Tor



Nathaus zu Rothenburg o.T.

in seinem Inneren Meisterwerke von Friedrich Herlin und Tillman Riemenschneider (Blutaltar) enthält. Zu erwähnen sind die prachtvollen Patrizierhäuser auf der Herrengasse. Die vielen Türme und Tore in ihrer Mannigfaltigkeit sind eine der Hauptsehenswürdigkeiten. Fast keine zweite Stadt hat sich ihre mittelalterliche Befestigung so gut erhalten wie Rothenburg. Für jeden Besucher ist ein Gang um die Stadt auf dem Wehrgang ein Erlebnis von ganz besonderem Reiz. Wie oft stand der Feind vor der Stadt, suchte die Mauern zu ersteigen, die Tore einzuschlagen und die Stadt zu plündern.



Aber trotzig wie ihre Mauern verteidigten die Rothenburger ihre Heimat. Wir, die wir heute das Glück haben, soviel Mittelalter erhalten zu sehen, lassen gern alle Schönheiten dieser wunderbaren Stadt an unserem geistigen Auge vorbeiziehen. Wir können stolz sein, die Erben und Bewahrer einer so bedeutenden Vergangenheit zu sein.

Theo Rossel,
Lohnbüro Annen

Blick vom Nathausturm auf St. Jakob
Aufnahmen (5): Rossel



Kriegs- winterhilfswerk 1939/40

Wie im ganzen Reich so sammelten
auch
in Witten

am ersten Sammeltag des Kriegs-
winterhilfswerkes die Werksange-
hörigen und fanden überall freu-
dige Geber!

Aufnahmen (2): Lindemann



Die kleinen Pütts am Südrand der Ruhr

Von Bergassessor W. Herrmann

Es ist wenig bekannt, daß neben den neuzeitlichen Schachtanlagen des Niederrheinisch-Westfälischen Industriebezirks noch Bergbaubetriebe bestehen, die uns wie Pütts aus Großvaters Zeiten anmuten. Gemeint sind die kleinen Zechen am Südrand des Ruhrgebietes; Stollenbetriebe und kleine Anlagen mit tonnlägigen Schächten, die den Betrieb in den letzten Jahren wieder aufgenommen haben.



Betriebsführer und Steiger der Zeche „Elisabethenglück“ im Hammertal am Stollenmundloch (1934)



Betriebsführer am Stollenmundloch der Zeche „Tinsbank“ im Hammertal (1937)

Diese kleinen Betriebe sind begründet auf alten Längensfeldern mit zum Teil recht ehrwürdigem Alter. Manche von ihnen zählen sogar zu den Pionieranlagen des Steinkohlenbergbaues an der Ruhr.

In seinen Ursprüngen war der Steinkohlenbergbau ein reiner Raubbau. Die Anwohner dieser Gebiete nahmen die Steinkohle dort weg, wo sie sie fanden. Erst gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts schafften die Maßnahmen der Landesherren und Fürsten einigermaßen Ordnung in diesem Bergbau. So gab es schon um das Jahr 1775 insgesamt 212 kleine Zechen mit allerdings nur einer Belegschaft von ungefähr 660 Mann.

Die Verleihungen wurden auf das Fundflöz ausgesprochen, nachdem es von den Findern einen bestimmten Namen erhalten hatte. Nach diesem wurde dann auch die Zeche benannt. Nach älterem Bergrecht wurden die Grubenfelder in der Längenausdehnung, dem Streichen des gefundenen Flözes = Fundflöz folgend, bis zum Muldentiefsten als Längensfelder verliehen. Vom Fundpunkt aus wurde nach beiden Seiten auf dem Flöz 21 Lachter = 42 Meter abgemessen. Das galt als Fundgrube. Hierzu wurden dann noch weitere Maßen von je 28 Lachter = 56 Meter zugemessen. In der Erstreckung des Fundflözes wurden im allgemeinen eine Fundgrube und 20 Maßen verliehen. Infolge der vielen, aus der Vermessung der gestreckten Felder entstandenen Schwierigkeiten ging man im Laufe des vergangenen Jahrhunderts dazu über, die Grubenfelder als sogenannte Geviertfelder zu vermessen, indem man die Felder auf der Erdoberfläche durch gerade Linien, soweit das nach der Vertikalität möglich war, und nach der Teufe zu durch senkrechte Ebenen begrenzte. Es konnte aber zu dem Längensfeld eine kleine oder große Bierung (Erstreckung in die Breite des verliehenen Feldes, mindestens 3,5 Lachter = 7 Meter ins Hangende und 3,5 Lachter = 7 Meter ins Liegende des Flözes) mitverliehen werden, die mitunter für den Kohlenreichtum des verliehenen Feldes von großer Bedeutung war. Bei den Flözen, die am Südrande des Ruhrgebietes zu Tage treten, handelt es sich um die Flöze der Eck- und Magerkohlenpartie; in der Hauptsache um die Flöze Hauptseggatt, Krestenscheer 1 und 2, Geitling, Hauptflöz, Wasserbank mit Ober- und Unterbank sowie am Neusflöz.

Aus der Abbildung von Flöz „Neusflöz“ ist zu sehen, daß das Karbon nur von einer dünnen Humusschicht mit Pflanzen-, Strauch- und Baumbestand überdeckt ist. Es handelt sich hier um einen Sandstein-Ausschluß im Hangenden und Liegenden von Flöz Neusflöz im oberen Teil des Hammertales.

Schon in den ältesten Zeiten finden wir Namen von Bergwerken, aus denen sich Großanlagen entwickelt haben. Es sind dies Zechennamen wie „Alte Haase“, „Trappe“, „Vollmond“, „Dannenbaum“ und „Bommer-

bank“. Gleich in den ersten Jahren des Ruhrbergbaues machten sich Bestrebungen zur Vergrößerung der Betriebe und damit zur Zusammenlegung von diesen verliehenen, benachbarten Feldern bemerkbar. So entstanden in dieser Zeit durch Konsolidierung (Vereinigung, Zusammenlegung) viele größere Unternehmen, die sich bis zur Jetztzeit erhalten haben.

Dem Bergbau war damals nach der Teufe zu wegen der zusetzenden Wasser ein Riegel vorgeschoben. Auch waren die Bergbehörden bei der Genehmigung von Tiefbauanlagen noch sehr zurückhaltend. So wurde der Zeche „Schölerpad“ bei Essen die beantragte Genehmigung zum Bau einer Tiefbauanlage zehn Jahre lang verweigert.

Erst mit der Erfindung der Dampfmaschine war der Weg zur Teufe frei. Obwohl Freiherr vom Stein schon 1784 die Einführung der Dampfmaschine als Voraussetzung für Tiefbauanlagen bezeichnete, dauerte es doch noch recht lange, bis sich die Bergbautreibenden von den wirtschaftlichen Vorteilen der Dampfmaschine überzeugt hatten. Es ist das unbestrittene Verdienst von Franz D i n n e n d a h l aus Steele bei Essen, Dampfmaschinen zur Wasserhaltung und Förderung ungeachtet unsäglichlicher Hindernisse im Ruhrbergbau eingeführt zu haben. Seine erste Dampfmaschine wurde im Jahre 1804 auf der Zeche „Wohlgemuth“ bei Werden zum Antrieb der Wasserpumpe in Betrieb genommen. Im Jahre 1822 gab es in der Grafschaft Mark erst fünf Tiefbauzechen. Bereits im Jahre 1843 waren im Gebiet Essen-Werden-Mülheim 20 Tiefbauzechen mit 54 Dampfmaschinen und in der Grafschaft Mark 28 Tiefbauzechen mit 41 Dampfmaschinen in Betrieb.

Mit der tiefenhaften Entwicklung der Technik und dem Weiterwandern des Bergbaues nach Norden versanken die Stollen- und kleinen Betriebe am Südrand der Ruhr in einen Dornröschenschlaf, aus dem einige erst im Laufe des letzten Jahrzehnts erweckt wurden. Noch heute findet man im Ruhrtal und in den Seitentälern versteckt alte Stollenmundlöcher und Pingen, die darauf hindeuten, daß dort überall einst Bergbau umgegangen ist. So machte auch der Bau des Baldden-Stausees bei Essen die sorgfältige Abdichtung vieler Stollenmundlöcher und Stollen erforderlich.

Am Südrand des Ruhrgebietes saßen auf kleinem eigenen Besitz viele Bergleute, die im Laufe der Kriege- und Nachkriegsjahre und der wechselnden Konjunktur bis 1932 ihre Arbeit verloren hatten und sich daher im Zentrum des Ruhrgebietes und noch weiter nach Norden Arbeit und Brot suchen mußten. Als dann mit der nationalsozialistischen Revolution im Jahre 1933 wieder Hoffnung und Vertrauen ins deutsche Volk zurückkehrten, begannen mutige Unternehmer am Südrand der Ruhr, in den alten Bergwerksfeldern Betriebe auf noch vorhandene Kohlen einzurichten, die sich mit wechselndem Erfolg entwickelt haben. Die kräftigsten und lebensfähigsten haben sich gut behauptet und günstig weiterentwickelt. Wir finden Namen wie „Jupiter“, „Elisabethenglück“, „Gideon“, „Cleverbank“ („Taugenichts“), „Bergmann“, „Wunderbar“, „Auguste“, „Tinsbank“, „Tonne“, „Neu-Wülfsburg“, „Jungmann“.

(Schluß folgt)



Flöz „Neusflöz“ in einem Ruhrsandstein-Ausschluß im oberen Hammertal an der Kleinbahn Bissel-Wanzenstein

Bildbilder: W. Herrmann



Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt seine Kriegserlebnisse

(16. Fortsetzung)

Langsam, gefolgt von unserer Priße, fuhren wir hinein, und nach kurzer Zeit rasselte unser Anker in den Grund. „Matunga“ kam sofort längsseits und machte am „Wolf“ fest. Nichts war in der wunderschönen Bucht zu sehen, nur dicht unter Land unter überhängenden Mangroven huschten gleich großen Wasserspinnen die Auslegerboote der Eingeborenen dahin. Ihre Hütten standen dicht am Wasser auf Pfählen, um gegen Krokodilbesuch gesichert zu sein. Die Eingeborenen hielten sich in gesicherter Entfernung vom „Wolf“ auf und beobachteten uns vorläufig nur.

Der Prißenoffizier kam jetzt an Bord und erstattete dem Kommandanten Bericht. Wirklich, da hatten wir einen fetten Brocken erwischt. Soviel Lebensmittel wie die „Matunga“ an Bord hatte, bekam der „Wolf“ von der Heimat nicht mit auf seine gefährvolle Reise. Einen ganzen Tag schleppten unsere Matrosen Fleisch aus den Kühlräumen der „Matunga“ in die unserigen. Was für ein Stein soll unserem Zahlmeister vom Herzen gefallen sein bei diesem Anblick! Der Offizier wäre sicher übergelaufen, wenn er ins Wasser geplumpft wäre. Und all das Bier! Hunderte von Kästen mit je 48 Flaschen Inhalt standen da im Laderaum, fein säuberlich ausgerichtet. Auch Mehl, Früchte und Wein in großen Mengen. Die „Seeräuber!“ lohnt sich doch immer noch! Für Wochen war uns nun erst mal wieder geholfen. Aus einem provisorischen Stall auf dem Oberdeck der „Matunga“ sahen drei Pferde nickend und sich schüttelnd heraus. Was sollten wir nur damit anfangen? Leider brachte uns die Priße neben diesen Kostbarkeiten auch eine Menge Gefangene, die uns weniger angenehm waren. Sogar Frauen waren dabei. Die Frau des englischen Stabsarztes Flood und die Stewardess des Schiffes, Miß Madanzie, ein Fräulein älteren Semesters, während Frau Flood, eine Frau im besten Alter, die Blicke aller auf sich zog. Gott, wie lange war es doch schon her, daß wir keine schöne und gut angezogene Frau mehr gesehen hatten! Wie ein Wunder wurde sie angestaunt. Frau Cameron, die Frau des „Beluga“-Kapitäns, bekamen wir ja kaum einmal zu sehen, immer noch war sie leidend.



Eingeborenengrabstätten (rechts) auf Wai-Goi

Alle Gefangenen wurden nun vom „Wolf“ übernommen. Da waren noch Kaufleute, Soldaten, an der Spitze der Oberst Strangman, der von der australischen Regierung zum Gouverneur von Rabaul, dem ehemaligen deutschen Schutzgebiet, bestimmt war. Natürlich konnte er diesen ruhigen Posten nun nicht mehr antreten, denn was der „Wolf“ in seinen Klauen hatte, ließ er nicht wieder los, und wenn es auch ein angehender Gouverneur ist. Zwei Majore, die ihm zur Unterstützung mitgegeben wurden, traf natürlich dasselbe Schicksal. Die zehn Soldaten, wahrscheinlich die Leibwache des Gouverneurs, waren bestimmt keine Helben, mit denen man hätte Ehre einlegen können. Als der „Wolf“ die „Matunga“ anhielt und diese englischen Rhakiboy, wie sie sich selbst nannten, merkten, daß sie in Gefangenschaft kamen, hatten sie sofort alle ihre Waffen über Bord geworfen. Lustig sahen diese jungen Kerle mit ihren Kniehosen aus. Militärisch waren sie kaum ausgebildet worden, hier sollte nur die Uniform den Soldaten machen. Nett und anständig haben sie sich benom-

men und ließen sich auch nicht durch die Aussicht auf eine lange Gefangenschaft aus der Ruhe bringen. Weiter stiegen noch einige Pflanzler und die etwa zwanzig Mann starke Besatzung zu uns über.

Natürlich war sofort, nachdem die „Matunga“ am „Wolf“ festgemacht hatte, wieder „Anzug Kohlenzeug“. Nach kurzer Zeit rasselten die Dampfwinden, und die Kohlenkörbe flogen von der Priße zum „Wolf“, um unsere Bunker zu füllen, anstatt die der Stationsjacht des neuen Gouverneurs in Rabaul. Langsam wurden auch die Eingeborenen zutraulicher und kamen mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen näher heran. Was, das sollen Menschenfresser sein, die hätten wir uns aber doch etwas anders vorgestellt,

diese kleinen, schwächtigen Kerle, mit dem dicken Haarwust auf dem Kopfe, sahen einem Affen ähnlicher als einem Menschen! Schön geschnitzte Pfeile hatten sie im Haarschopf stecken, die sie oft und ausgiebig gebrauchten. „Du, die hebbt Lüße“, raunte ein Matrose dem andern zu, „sieh mal, wie die auf dem Kopf herumstochern!“ Ananas und Kokosnüsse hielten sie uns mit fragenden Augen entgegen. Das war eine Sprache, die die Matrosen sofort verstanden. Ein altes Messer wurde den Papuas entgegengehalten, ein kurzes Nicken, und schon wechselten diese Sachen ihren Besitzer. Nun setzte ein regelrechter Tauschhandel ein, jeder wollte gerne aus fremdem Lande ein Andenken mit nach Hause bringen. Glücklicherweise fuhr der erste Händler der Papuas in seinem Boot nach Hause, ein Messer, alte Nägel und ein Paket Tabak war für ihn viel, sehr viel sogar. Gerne hätte ich gesehen, was er für ein Gesicht gemacht hat, als er sein Tabakpaket geöffnet hat. Das Zeug war ja total verschimmelt, bei uns mochte es niemand mehr rauchen. Vielleicht war es

aber gerade der richtige Geschmack für den Kerl. Lange hat es jedenfalls nicht gedauert, und der Händler war wieder da, aber diesmal nicht alleine, jetzt hatte sich das Geschäft schon vergrößert, und seine „Mami“ saß stolz, aber etwas verschüchtert, bei ihm. Genau wie der Ehegatte hatte sie herzlich wenig an, eine Muscheltasche um den schwarzen Hals und ein schmales Armband stellten so etwa ihre ganze Kleidung dar. Auch die schwarze Dame brauchte sehr oft, zur Belustigung der Matrosen, ganz energisch ihren Haarpfeil. Diesmal bot uns unser neuer Kaufmann eine größere Auswahl zum Kauf an. Kleine, ganz kindlich geschnitzte Körbe aus Kokosnußschalen, Gefäße, Pfeile und Bogen, Muscheln, Wassermelonen und als Prunkstück einen grünen Papagei, um den sofort ein wilder Handel einsetzte. Der Torpedomaschinist erstand ihn für ein Feuerzeug. Lange wird sich der glückliche Papua, der immer und immer wieder durch einen bloßen Druck Feuer erzeugen konnte, seine Pfeife nicht damit angesteckt haben. Benzin stand ihm ja nicht mehr zur Verfügung.

Dem Beispiel dieses ersten tüchtigen Kaufmannes folgten jetzt mehr und mehr. Unsere Schiffe waren fast den ganzen Tag über von den Booten umlagert. Alles, was wir nicht mehr gebrauchen konnten oder was entbehrlich war, schleppten die Eingeborenen fort, und wenn es noch



so minderwertig war, die Brüder konnten alles gebrauchen. Sogar ein Buschschwein wurde gegen ein paar leere Bierflaschen eingetauscht. Affen wollten unsere Matrosen gerne haben, doch verständnislos sahen die Eingeborenen unsere Leute an, als sie versuchten, der Gesellschaft klar zu machen, was sie wollten. Einer kletterte an den Wanten hoch, ein anderer lief auf Händen und Füßen über Deck, nichts zu machen, die Papuas sahen diesem Treiben verständnislos zu.

(Fortsetzung folgt)
Arno Trunk



Oben links:
Eingeborenenhütten auf Bai-Goi

Oben rechts:
Am Strand von Bai-Goi

Links:
Papuas im Auslegerboot

Soldatenbrief

eines Wittener Arbeitskameraden

an der Westfront, den 13. 10. 39

Ich erhielt gestern mit vielem Dank die mir zugedachten Liebesgaben und Ihr Schreiben mit den besten Wünschen für den erfolgreichen Verlauf des Krieges und ein baldiges Wiedersehen.

Ich habe sehr erfreut zur Kenntnis genommen, daß beim Gußstahlwerk der Gemeinschaftsgedanke nicht im Betriebe aufhört, sondern bis in die vordersten Schützengräben reicht, die wir hier nun zum Schutze des Vaterlandes und auch unserer engeren Heimat aufgeworfen haben. Wir sind vom Führer zu einem uns aufgezwungenen Abwehrkampf zu den Waffen gerufen worden und werden hier am Westwall ernst und besonnen, aber auch verbissen unsere Pflicht tun. Wir haben alle die Bemühungen unseres Führers um den Frieden miterlebt; wenn diese nun fehlschlagen oder vielleicht schon fehlgeschlagen sind, so tragen die anderen die Verantwortung und, was noch sicherer ist, die Konsequenzen. Diesen Präventivkrieg wird England nicht gewinnen; dafür bürgen der Führer mit seiner genialen Politik und wir Soldaten. Der Wall, den wir besetzt halten, ist uneinnehmbar, zumal er vom deutschen, nationalsozialistischen Soldaten verteidigt wird bis zum Siege oder zum Ende des einzelnen. Dessen sind wir uns bewußt! Bisher bestand unsere Pflicht im Warten auf die Befehle des Führers und in der Vorbereitung auf den Kampf, vielleicht ändern die nächsten Tage und Wochen die Situation; dann werden wir eben das Gelernte anwenden, und zwar mit deutscher Gründlichkeit.

Wenn wir nun hier draußen fern und abgeschnitten von der Heimat liegen und wir wissen, daß die Heimat an uns denkt, daß nicht nur unsere engeren Angehörigen, sondern auch unsere Kameraden der Arbeit im Geiste mit uns sind und kämpfen und an ihrem Platz in der Heimat ihre Pflicht tun, dann wird das für uns ein Ansporn und gleichzeitig eine Beruhigung sein. Bei solchem Geiste und dem großen Opfermut wird es einen November 1918 dann nicht mehr geben können.

Es liegen hier fast nur Bochumer, Wittener usw., die zum großen Teil der Ruhrstahl angehören bzw. dem Bochumer Verein. Wir alle sind nun durch Ihr Schreiben und die Liebesgaben noch enger mit der Heimat und der Betriebsgemeinschaft der Ruhrstahl A.G. verbunden und danken für diesen Beweis engster Zusammengehörigkeit.

In der Hoffnung, daß dieser Kriegszustand recht bald sein Ende finden oder aber der Krieg bis zu seinem siegreichen Ende ausgefochten wird, verbleibt mit den besten Wünschen für das Fortbestehen und Gedeihen unseres Werkes im Namen vieler Arbeitskameraden

Hans Geyermann
Verkauf, Werk Witten

DIE ECKE DES SCHACHSPIELERS

Über die Aufgaben des Schachspielers

Die RdtG.-Gauue brachten in den letzten Augusttagen ihre Zonenturniere zum Abschluß. Ein Rundgang durch die deutschen Schachspalten vermittelt uns eine ganze Reihe spannender Kämpfe und Ueberraschungen, die uns berechtigten Anlaß geben, mit großen Erwartungen der bevorstehenden Reichsmeisterschaft entgegenzusehen. Das Reichsamt „Feierabend“ kann mit berechtigtem Stolz auf die Leistungen im Sachgebiet „Schach“ zurückblicken, die auf das Konto unserer nimmermüden Gau-Schachwarte und ihrer Mitarbeiter zu buchen sind.

Die RdtG.-Warte haben mit Unterstützung ihrer Betriebsführer eine für die Zukunft wertvolle Arbeitsgemeinschaft mit den Schachwarten und den „Feierabend“-Referenten der Gau- und Kreisdienststellen hergestellt, durch deren Blickfeld das Sachgebiet „Schach“ im gesamten Programm der Freizeitgestaltung in jenes wunderbare Neuland verwiesen wurde: in den Feierabendraum des schaffenden deutschen Volkes. Aus der Vielzahl der schachspielenden Arbeiter strömte die Kraft und der Tatendrang, die den Schachmeister bestimmen, dem Ruf der großen Gemeinschaft Folge zu leisten. Nicht mit „billigen Trümpfen“ trat die RdtG.-Schachgemeinschaft an die Öffentlichkeit, nein, hinter ihr stand der feste Wille unserer auf den Feldern des Schachs kampfgeprobten Schachgruppen, die in ihren Großkämpfen große Leistungen vollbrachten.

Die Einzel- und Mannschaftskämpfe unserer Gaue werden im Rahmen des Schach-Leistungswettbewerbs den Turnierreigen für die diesjährige Winterzeit gebührend eröffnen. Die Reihenspiele unserer Meister haben in den Betriebsgemeinschaften unsere Absicht in ihrer Wirkung auf die Schachgruppen als richtig bestätigt: der Meister soll hinein in die Betriebsschachgruppe, er soll nicht auf einsamer Höhe und weitab vom Getriebe des pulstenden Schachlebens unserer Gruppen ein abgesonderetes Dasein fristen, sondern mitten im Kreise seiner Kameraden, aus denen er hervorgegangen ist, wirken als Lehrer, Meister, Redner, als leuchtendes Beispiel eines echten Schachkämpfers. Und wenn die großen Turniere ihn rufen, wird er zur Stelle sein, seinem Gau vorkämpfen und den Nachwuchsspielern die Bahn ebnen. Nur so kann die Schachlaufbahn des Meisters einen Sinn haben, wenn er für die Gemeinschaft einsteht, und die Gemeinschaft wiederum den Meister fördert. Beide Teile müssen sich dessen bewußt werden, daß sie zusammengehören und nichts Großes zu leisten vermögen, wenn sie sich in ihrer Zielsetzung nicht auf einer gemeinsamen Linie treffen. Diese Erkenntnis hat erfreulicherweise schon weite Kreise gezogen, da die Schachmeister sich in zunehmender Zahl der RdtG.-Schachgemeinschaft anschließen. Die RdtG.-Schachgemeinschaft begrüßt alle Meister, die von jenem Geiste beseelt, sich berufen fühlen, Träger dieser Gemeinschaft zu werden. Jenen Meistern werden wir dann auch das Recht einräumen, ein Wort mitzureden, wenn es demnächst gilt, durch einen ausgedehnten Propagandafeldzug der RdtG.-Gauue die Schachspieler der deutschen Betriebe restlos zu gewinnen. Dann stehen wir als die Warte des RdtG.-Schachs zu unseren Meistern, dann werden wir mit ihnen gemeinsam alle Probleme meistern und uns stark genug fühlen, das deutsche Schach im Verein mit dem Großdeutschen Schachbunde zu verkörpern. Damit kommen wir zu einem Thema, das jetzt zu beachten reif geworden ist. Wir RdtG.-Schachspieler wünschen eine enge und zielbewußte Arbeits- und Kampfgemeinschaft mit dem Großdeutschen Schachbunde zur erspriechlichen

Förderung des deutschen Schachs. Die Amtsleitung unserer Reichsdienststelle und deren fachliche Mitarbeiter werden mit dem Leiter des Großdeutschen Schachbundes, SA-Brigadeführer Moraller, eine Grundlage vorbereiten, die es ermöglichen soll, das deutsche Schach einer in der Welt würdigen Rangstellung emporzuführen.

Schachkameraden!

Die Muse Caissa zeigt im Krieg ein anderes Gesicht als im Frieden. Der dem deutschen Volke aufgezwungene Kampf um seine Lebensrechte fordert auf allen Gebieten eine dem Zweck dienende Umstellung. So sehen wir uns als RdtG.-Schachgemeinschaft ebenso veranlaßt, diesem Umstande Rechnung zu tragen und bis auf weiteres dem Schachleben den Verhältnissen entsprechend eine andere Form zu geben. Draußen an der Front kämpft ein Teil unserer Kameraden mit der Waffe für Deutschlands Freiheit. Wir aber stehen in der Heimat bereit, jeden Augenblick dasselbe zu tun. Wo der Führer uns hinstellt, wollen wir eifern unsere Pflicht tun.

Die Schachwarte der RdtG., und zwar jeder an seinem Platze, helfen mit, die innere Front zu stärken. Dies tun sie als Luftschutzwarte, als Feuerwehrmänner, als Warte in den Gliederungen der Verbände der Partei und in den Stellen des Staates.

Wir glauben aber auch, daß gerade jetzt der Freizeitgestaltung besondere Bedeutung beizumessen ist. Die Förderung des Schachspiels in den Wehrmachtsheimen, Garnisonen, Lazaretten, Luftschutzhäusern, Feuerwachtstellen usw. ist nun ein Gebot der Stunde geworden. Niemals, Schachkameraden, haben wir das Schachspiel so hoch zu werten wie in den Zeiten des Krieges. Warum? Die Antwort gibt uns ein Schachfreund, der selbst als Frontsoldat in den Granatrichtern des Weltkrieges gelegen und die segnende Wirkung des Schachspiels erfahren hat. H. V. Klein schreibt in



Aufn.: Siegfried Schilling, Brackwede
Diese Aufnahme eines Landarbeiters aus Waldeck
ging ein auf unseren Aufruf
„Die Werkzeitschrift sucht schöne Aufnahmen“
Jeder möge sich weiter an diesem Wettbewerb beteiligen!

seinem Werk „Schachkunst und Kulturproblem“ Worte, die kein Schachspieler vergessen sollte. Sie entspringen einem echten Soldatenherzen und klingen wie ein Dankgebet an den unbekannten Schöpfer des Schachs: „Die Frontkämpfer und Etappensoldaten aus jener Zeit wissen noch heute ein Loblied davon zu singen, wie diese ihre Liebe entstand, und wie der Trost des Schachspiels in einsamen Stunden sie ihren ganzen Jammer vergessen ließ. Wer es einmal gesehen hat, wie der rauhe Pionier auf der russischen Steppe in der Qual seiner grenzenlosen Verlassenheit sich auf selbstverfertigten Bretten eine eigene Welt erbaute, wer es miterleben konnte, mit welch rastlosem Eifer sich die Schützen selbst aus rohem, ungefügigem Stoffe die Steine formten, die ihrer Gottheit dienten, der mußte in tiefer Ergriffenheit den Wert dieser edlen Kunst erkennen und ihre kulturelle Sendung segnen. Ich habe Kameraden im Felde gekannt, die mir das Geständnis gemacht haben, daß in den Tagen der furchtbaren Frontstürme und in den Zeiten der endlos gähnenden Dede die Kenntnis der Schachs sie vor Wahnsinn, Verzweiflung und Selbstmord gerettet habe! Wahrlich eine Kunst, deren Betätigung solch eine gemütherhebende, seelenstärkende Macht bekundet, muß zu den höchsten Gütern gerechnet werden, die Menschengestalt zu vergeben hat!“ Aber nicht nur in der vorersten Front des Krieges wird das Schachspiel ein beglückender Freizeitsektor, sondern auch in der Heimat. In den langen Stunden des Bereitschaftsdienstes, im Dienst des Luftschutzes, der Feuerwehr, des Arbeits-

dienstes, in den Lagern der HJ. usw. darf das Schachbrett nicht fehlen. Die Schachwarte von AdF. haben dort eine dankbare Mission zu erfüllen und werden an jener Stelle unterstützend eingreifen, wo der Ruf an sie ergeht. Unsere vornehmliche Aufgabe erblicken wir aber darin, die Verbindung zwischen den Kameraden an der Front und der Heimat herzu-

stellen. Schickt den Soldaten kleine Schachgeschenke (Reise- oder Taschenschachs, Fernschachkarten, Schachzeitchriften, Schachbücher usw.!) und ihr spendet große Freude! Sie sollen immer wissen, daß der Geist unserer Gemeinschaft sie begleitet, wenn sie in Not und Gefahr das Leben einsetzen für Volk und Vaterland.

DER GARTEN

Winterarbeiten

Lieber Gartenfreund. Nun haben wir wieder aus unserem Garten die Haupternte eingetragen. Nur ganz vereinzelt steht noch etwas, wie Schwarzwurzeln, Porree, Petersilie, Grünkohl, vielleicht auch noch etwas Sellerie. Die Überwinterung des Gemüses haben wir das letztemal besprochen. Heute wollen wir uns über die kommenden Winterarbeiten klar werden. Als erstes räumen wir unseren ganzen Garten auf. Das Erbsenreißig und die Bohnenstangen verschwinden. Wir können jetzt dem Boden auch schon wieder Kalk geben. Der Gartenboden kann kaum zuviel Kalk bekommen, denn die meisten unserer Böden sind kalkarm. Als Normalgabe Kalk nehmen wir für unseren Boden 1/2 Zentner im Jahr auf 10 Ruten oder 141,8 Quadratmeter. Bei einem Boden, der noch nie oder nur ganz selten Kalk bekommen hat, können wir die Kalkgaben prozentual bedeutend erhöhen, und bei versauerten Böden können wir ohne Gefahr die Mengen der Kalkgaben verdreifachen. Das gilt besonders für die Böden, in denen die Kohlhernie sehr stark aufgetreten ist. Was wollen wir denn eigentlich durch die Kalkdüngung erreichen? Erstens wollen wir den Boden neutralisieren, d. h. wir wollen ihm durch unsere Kalkgaben die Boden Säure entziehen, denn auf einem kalkarmen Boden können sich unsere Kulturpflanzen nicht gut entwickeln. Zweitens wird der Boden bei genügendem Kalkgehalt zu reger Bakterientätigkeit angereizt. Der Boden wird dadurch in die Lage versetzt, die Dungstoffe, die sich im Boden befinden, restlos auszunutzen. Und drittens ist der Kalk auch ein unentbehrlicher Nährstoff für alle Pflanzen und wirkt auch günstig auf die chemische und physikalische Beschaffenheit des Bodens und dazu schädlich auf die in ihm enthaltenen Schädlinge ein.

Ich erwähnte schon, daß wir unseren Garten gleich nach der Ernte von allen Pflanzenresten reinigen müssen, denn sie enthalten nicht nur im frischen, sondern auch im abgestorbenen Zustand Schädlinge und Krankheits-

keime, die von ihnen aus im neuen Jahre auf die frischen Kulturen übergehen. Durch Verbrennen oder sehr tiefes Umgraben kann man sie unschädlich machen. Es ist gut, wenn wir uns daran gewöhnen, im Herbst schon zu graben, und zwar tief. Je größer die Schollen sind, desto größer ist auch die Wirkung. Warum? Die größte Menge an Niederschlägen bekommen wir im Winter. Durch die großen Schollen kann sich der Boden am besten mit Wasser vollsaugen. Tritt nun Frost ein, so kann er die großen Schollen viel besser durchfrieren. Durch das stärkere Durchfrieren wird der Boden wieder stärker zertrümmert und das Endergebnis ist: er wird feinkörniger. Außerdem bekommt der Boden auch durch das gute Vollsaugen und Ansammeln von Wasser einen besseren Bodenschluß, d. h. wir haben für das kommende Kulturjahr eine günstigere Wasserversorgung für unsere Pflanzen. In einem guten Kulturboden bilden sich im Winter die Haarröhrchen, das sind die sehr schmalen Röhrchen im Boden, die das Wasser aus dem Untergrund zur Erdoberfläche befördern. Auch die Bakterien verrichten den Winter über eine nicht zu unterschätzende Arbeit. Die Hauptarbeit verrichten sie an der Erdoberfläche in einer Tiefe von 25 bis 30 Zentimeter. Graben wir nun erst im Frühjahr, so vernichten wir die Kapillare oder Haarröhrchen und stören dadurch ganz gewaltig die eigene Wasserzufuhr für das folgende Kulturjahr, und zweitens vernichtet man durch das Graben im Frühjahr die ganze Winterarbeit der Bakterien. Also muß unsere Parole sein: Jetzt Dünger besorgen und recht tief graben! Im Frühjahr wird dann der Boden nur leicht gelockert.

Jetzt wird es auch Zeit, daß wir unseren Komposthaufen umsetzen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, ordentlich Kalk mit durchzuarbeiten. Zum Gebrauch des Komposthaufens zu Aussaaten muß er mindestens drei Jahre alt sein. Für die Frühjahrsaussaat wird es jetzt Zeit, den Torfschnellkomposthaufen anzusetzen. Der Schnellkomposthaufen ist in einer früheren Ausgabe der Zeitschrift einmal besprochen worden.

KLEINE MITTEILUNGEN

Facharbeiterprüfung im Stahlwerk Krieger

Im Monat September 1939 haben vor der Prüfungs-Kommission für Facharbeiter acht Lehrlinge unseres Werkes die Facharbeiterprüfung abgelegt, die sämtlich bestanden.

Wir beglückwünschen die jungen Facharbeiter und hoffen, daß ihre weitere Arbeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, guten Erfolg verspricht.



Unsere Jubilare

Henrichshütte Hattingen

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:

Alois Bottmer, Nachtgehilfe, Walzwerk,
am 17. Oktober 1939



Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Heinrich Kogelheide, Hölzer, Hammerwerk,
am 5. Oktober 1939

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Heinrich Kiepen, Bearbeitungswerkstatt,
am 16. Oktober 1939

Schließungen

Gussstahlwerk Witten

Gustav Freyer	Zurichterei	30. 9. 39
Karl Maszull	Zurichterei	30. 9. 39

Henrichshütte Hattingen

Seinz Hogräfer	Laboratorium	14. 9. 39
Otto Kalkfahler	Bearb.-Werst. 6	8. 8. 39
Heinrich Schmidt	Eisenbahn	15. 9. 39
Willi Möller	Hammerwerk	15. 9. 39
Franz Hoffmeister	Hochofen	5. 9. 39
Karl Schulerich	Stahlwerk	23. 9. 39
Karl Hixler	Eisengießerei	28. 9. 39
August Böpel	Bearb.-Werst. 6	26. 9. 39
Wilhelm Schnauß	Bauabteilung	30. 9. 39
Rudolf Naumann	Bearb.-Werst. 6	7. 10. 39
Paul Knippischeer		19. 9. 39
Jrene Schöffel		15. 9. 39

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Heinrich Schäfer	Räderwerkstatt	12. 9. 39
Bernhard Rothländer	Stahlgießerei I	22. 9. 39
Karl Schulte	Stahlgießerei II	26. 9. 39
Friedrich Flemming	Stahlgießerei I	4. 10. 39
Friedrich Pahlke	Stahlwerk	13. 10. 39

Stahlwerk Krieger

Adolf Mezger	Stahlwerk	27. 9. 39
Rudolf Voppenow	Instandh.-Werkstatt	30. 9. 39

Annener Gussstahlwerk

Alfred Barges	Rep.-Werkstatt	23. 10. 39
Wilhelm Sprenger	Formerei 3	29. 10. 39
Gustav-Friedrich Raffard	Flußerei 3	7. 10. 39
Josef Gübener	Flußerei 3	7. 10. 39

Presswerke Bradwede

Anni Giewede geb. Kruse	Betrieb III	30. 9. 39
Hans Rassing	Betrieb III	30. 9. 39
Paul Wurft	Lehrwerkstatt	11. 9. 39

Geburten

Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:			
Ludwig Gutrah	Stahlwerk	12. 10. 39	Walter
Wilhelm Schlichting	Blodwalzwerk	11. 10. 39	Werner
Eine Tochter:			
Gerhard Kiepsch	Qualitätsstelle	28. 9. 39	Gerda
Emil Kuffert	Stahlwerk	29. 9. 39	Trudei
Hugo Strohmann	B. W. 4	6. 10. 39	Ursula
Andreas Marciniat	Zur. Blodw.	7. 10. 39	Selga
Paul Wieghe	Werktransport	16. 10. 39	Ruth Erika
Karl Wagener	Zentralglüherei	15. 10. 39	Margret

Senrichshütte Hattingen

Ein Sohn:			
Theodor Knust	Elektro-Abteilung	20. 9. 39	Manfred
Franz Buhmann	Hammerwerk	20. 9. 39	Karl-Heinz
Heinz Siepmann	Bauabteilung	21. 9. 39	Karl-Heinz
Werner Felberg	Bearb.-Werkst. 1	24. 9. 39	Gans Heinrich
Johann Finkelday	Bearb.-Werkst. 2	27. 9. 39	Wilhelm
Erich Stieler	Bearb.-Werkst. 1	29. 9. 39	Gerda
Gans Kind	Stahlwerk	24. 9. 39	Manfred
Heinz Rainhorst	Stahlwerk	3. 10. 39	Karl-Heinz
Friedrich Beine	Bearb.-Werkst. 2	6. 10. 39	Ernst Friedrich
Erich Reuhans	Eisenbahn	7. 10. 39	Günter Richard
Fritz Waffermann	Eisengießerei	11. 9. 39	Friedhelm
Eine Tochter:			
Franz Nowack	Bergütung 6	19. 9. 39	Margarete
Erich Leipe	Stahlformgieß. II	17. 9. 39	Roswitha
Wilhelm Bed	Stahlwerk	19. 9. 39	Wilma
Alfred Remmel	Walzwerk	20. 9. 39	Waltraut
Otto Wehrs	Bearb.-Werkst. 6	24. 9. 39	Margot
Karl Arens	Walzwerk	1. 10. 39	Renate
Johannes Voot	Eisenbahn	24. 9. 39	Maria
Engelbert Mönning	Hochofen	6. 10. 39	Edelgard
Karl Rathhaus	Walzwerk	9. 10. 39	Elisabeth
Paul Rahle	Eisengießerei	10. 10. 39	Christel
Heinrich Steinmeh	Bearb.-Werkst. 1	9. 10. 39	Ursula
Franz Vossing	Bearb.-Werkst. 1	8. 10. 39	Marianne
Georg Bachmann		19. 9. 39	Erika

Gussstahlwerke Gelsenkirchen

Ein Sohn:			
Heinrich Thomas	Fertigpußerei II	19. 9. 39	Wolfgang
Wilhelm Jendrejowski	Fertigpußerei I	1. 10. 39	Walter
Anton Grczywacz	Stahlgießerei II	4. 10. 39	Manfred
Friedrich Borowski	Stahlgießerei I	3. 10. 39	Selmut
Gerhard Bos	Stahlgießerei I	10. 10. 39	Gans
Bruno Rahen	Bearb.-Werkstatt	8. 10. 39	Bruno

Eine Tochter:			
Friedrich Kreiß	Stahlgießerei I	26. 9. 39	Erika
Bernhard Czichollas	Stahlgießerei I	30. 9. 39	Emmi
Benno Preuß	Stahlgießerei I	19. 8. 39	Erika
Ludwig Duedbörner	Bearb.-Werkstatt	3. 10. 39	Hijela
Josef Awella	Vorpußerei	5. 10. 39	Margot

Stahlwerk Krieger

Ein Sohn:			
Walter Landt	Stahlwerk	17. 9. 39	Wolfgang
Otto Ulrichs	Bearb.-Werkst.	3. 10. 39	Willi Karl Otto
Germann Neutircken	Gießerei	3. 10. 39	Germann

Innener Gussstahlwerk

Ein Sohn:			
Erich Mörke	Formerei 4	28. 10. 39	Horst
Heinrich Simon	Formerei 5	30. 9. 39	Heinz
Karl Bollmann	Formerei 3	6. 10. 39	Karl Friedrich
Josef Lix	Pußerei 3	9. 10. 39	Günter
August Rubridi	Bearb.-Werkstatt 2	11. 10. 39	Dieter Willi

Presswerke Bradwede

Ein Sohn:			
Anton Kaufhold	Betrieb IV	30. 9. 39	Kolf
Gustav Wibbing	Betrieb III	30. 9. 39	Kurt
Heinrich Niehus	Betrieb II	8. 10. 39	Heinz Dieter

Sterbefälle

Gussstahlwerk Witten

Peter Kujawa	früher Stahlwerk	22. 9. 39	65 Jahre
Frau Henriette Schlinkmann	Pußfrau	15. 10. 39	54 Jahre
Wilhelm Abermann	Stahlwerk	6. 10. 39	34 Jahre

Nachruf

Am Freitag, dem 22. September 1939, verstarb unser früheres
Gefolgschaftsmitglied

Herr Peter Kujawa

im Alter von 65 Jahren.

Der Verstorbene, der von Juni 1913 bis August 1931, also insgesamt 18 Jahre in unserem Stahlwerk beschäftigt war, hat sich immer durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet.

Wir werden das Andenken an unseren langjährigen früheren Mitarbeiter stets in Ehren halten.

Witten, den 25. September 1939.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten

Nachruf

Am Freitag, dem 6. Oktober 1939, verschied plötzlich nach kurzer,
schwerer Krankheit unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Abermann

im Alter von 34 Jahren.

Der Verstorbene war seit Oktober 1937 als 1. Schmelzer in unserem Elektro-Stahlwerk tätig und hat sich immer als ein fleißiger Mitarbeiter und guter Arbeitskamerad gezeigt.

Wir werden sein Andenken stets in Ehren halten.

Witten, den 9. Oktober 1939.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten

Nachruf

Am Sonntag, dem 15. Oktober 1939, verstarb plötzlich nach kurzer,
schwerer Krankheit

Frau Henriette Schlinkmann

im Alter von 54 Jahren.

Die Verstorbene war seit Juli 1938 bei uns als Pußfrau beschäftigt und hat sich stets durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet.

Wir werden ihr Andenken in Ehren halten.

Witten, den 17. Oktober 1939.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten

Nachruf

Nach schwerer Krankheit verschied am 7. Oktober 1939 unser
Gefolgschaftsmitglied

Herr Hubert Engels

Wir verlieren in dem Verstorbenen einen fleißigen und pflichtbewußten Arbeitskameraden, der über vier Jahre in unserer Bearbeitungswerkstatt tätig gewesen ist.

Sein Andenken werden wir stets in Ehren halten.

Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Senrichshütte